






GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Das Vampir-Internat

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115




# Das Vampir-Internat

## John Sinclair Nr. 401

*von Jason Dark*

*erschienen am 11.03.1986*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Das Vampir-Internat

»Bleibt draußen, ihr Schweine! Ich will euch nicht sehen! Weg mit euch!« Die helle Jungenstimme überschlug sich, so sehr strengte sich der Schreier an.

Hinter der Tür wurden seine Eltern bleich im Gesicht.

Margret und Harry Belmont starrten sich an. Angst flackerte in den Augen der achtunddreißigjährigen Frau, als sie ihre Hand auf die Schulter des Mannes legte. »Du musst etwas tun, Harry. Das ist doch Wahnsinn, was hinter der Tür geschieht!«

»Ich weiß«, erwiderte der Mann stöhnend und fuhr durch sein Haar. Zum x-ten Mal drückte er die Klinke nach unten, doch die Tür blieb verschlossen!

Die Belmonts konnten es nicht fassen. Wie kam ausgerechnet ihr Sohn Bobby dazu, sich so zu benehmen, sich den Eltern zu widersetzen und wie ein Wahnsinniger zu schreien?

Er hatte sogar vom Teufel gesprochen, er der dreizehnjährige Junge. Das war einfach nicht zu glauben!

»Ich werde ein Stemmeisen holen«, sagte Margret plötzlich. Sie drehte sich um und lief die schmale Treppe hinab, die in den ersten Stock führte.

Harry versuchte es noch einmal. Er klopfte fast zaghaft gegen Bobbys Schlafzimmertür und erntete sofort eine Reaktion. »Seid ihr noch immer nicht verschwunden? Haut endlich ab, verdammt!«

»Bobby, mein Junge!«

»Ich bin nicht mehr dein Junge. Ich gehöre jetzt ihm, dem Lord Acron!« Ein dumpfes Lachen folgte den Worten, und Harry Belmont bekam eine Gänsehaut.

Aber er gab nicht auf. »Wir wollen doch nur mit dir reden, Kind. Das ist alles!«

Die Antwort erschreckte ihn zutiefst. »Sei nur froh, dass ich keine Pistole habe. Ich würde durch die Tür schießen und euch zerlöchern!« Wieder folgte das hämische Lachen des Jungen, und sein Vater konnte hören, wie das Bett ächzte. Wahrscheinlich tanzte sein Sohn auf der Matratze.

»Glaubst du nicht, dass wir dir helfen wollen, Bobby?«

»Nein!«

Harry Belmont richtete sich auf und drückte seinen Rücken durch. Dem Gesicht des Mannes konnte man die schweren Sorgen ablesen, die er sich wegen seines Kindes machte. Bobby musste unter einen schlechten Einfluss geraten sein. Überhaupt, was hatte er da von einem Lord Acron geredet?

Die Gedanken des Mannes wurden unterbrochen, weil er Schritte auf der Treppe hörte. Margret, seine Frau, kehrte zurück. Sie war mal blond gewesen, jetzt hatte ihr Haar graue Strähnen. Die letzte Diätkur und die Sorgen um Bobby hatten tiefe Falten in ihr Gesicht gegraben.

In der rechten Hand hielt sie das Stemmeisen. Sie hatte es aus dem Werkzeugkasten geholt und drückte es ihrem Gatten in die rechte Hand. »Jetzt bist du an der Reihe.«

Harry nickte. »Ich habe noch einmal versucht, mit ihm zu reden.«

»Ich hörte es unten. Und?«

»Er zeigt sich uneinsichtig. Außerdem – hast du schon mal etwas von einem Lord Acron gehört?«

Margret schüttelte den Kopf. »Nein, wer soll das denn sein?«

»Ich habe keine Ahnung. Wir müssen Bobby fragen.«

Sie deutete auf die Tür. »Aber erst, nachdem du sie aufgebrochen hast. Okay?«

»Ich werde mein Bestes geben.« Es war zwar das erste Mal, dass Harry Belmont so etwas tat, doch er hatte ein gewisses handwerkliches Geschick und glaubte fest daran, es schnell schaffen zu können.

Dicht über dem Schloss setzte er das Stemmeisen an. Es gab dort einen schmalen Spalt, in den die vordere, abgeflachte Seite des Werkzeugs genau hineinpasste.

Das Eisen benutzte der Mann als Hebel. Leider konnte er die Arbeit nicht geräuschlos verrichten, das Holz splitterte, und dieser Lärm wurde von dem Jungen im Zimmer vernommen.

»Verdammt, was habt ihr vor?« schrie er.

»Gib keine Antwort«, zischte Margret, »und mach weiter.« Sie stand geduckt da, schaute ihrem Mann zu und sah, dass dessen Schläfehadern im Gesicht vor Anstrengung und Konzentration scharf hervorstachen.

Harry Belmont arbeitete weiter.

»Hört damit auf!« kreischte Bobby. »Verdammt, hört damit auf! Ich will es nicht!«

Belmont machte weiter – und schaffte es!

Noch ein letztes Splittern, ein Ruck, und die Tür war offen.

Er ließ das Stemmeisen fallen, weil er nicht mit einer Waffe in das Zimmer seines Sohnes gehen wollte. Bobby hockte tatsächlich auf dem Bett. Er hatte den Kopf gedreht, schaute zu seinem Vater hin und zog den Mund in die Breite.

In seinen Augen leuchtete die Wut, und mit einer blitzschnellen Bewegung griff er nach der Lampe auf dem Nachttisch. Er riss den Stecker dabei aus der Dose, schleuderte seinem Vater die Lampe entgegen, der auswich und dann stehen blieb.

Bobby sprang vom Bett. Er war schnell und wendig. Das Fenster befand sich gegenüber. Es stand auf der Kippe. Bobby brauchte es nur aufzustoßen, was er auch tat.

»Nein, nicht!«

Margret schrie ihn an, um ihren Sohn von dieser Wahnsinnstat abzuhalten, der kümmerte sich nicht darum und hatte sich mit einem Klimmzug schon hochgezogen.

»Tu doch was, Harry!«

Belmont wirbelte herum. Er sah seinen Sohn aus dem Fenster klettern und lief sofort hin. Bobby bemerkte dies und trat mit dem rechten Bein wild nach hinten. Belmont hatte mit dieser Reaktion nicht gerechnet. Er brachte den Kopf nicht rechtzeitig zur Seite, sodass er den Tritt voll nehmen musste. Die Sohle traf sein Gesicht.

Er spürte den bösen Schmerz, und einen Augenblick später lief Blut aus dem rechten Nasenloch.

Bobby aber kletterte weiter. Seine Augen leuchteten wild, das Gesicht

war entstellt. Es glich einer Maske, über die man dünne Haut gezogen hatte.

»Ihr kriegt mich nicht, ihr Verdammten!«

Margret lief auf ihn zu. Auch nach ihr trat er, aber sie hatte sich nicht so weit herangetraut wie ihr Mann, deshalb fehlte der Tritt.

»Hau ab, du Hexe!«

Die Frau erschrak. So etwas hatte Bobby noch nie gesagt. Der kannte Schimpfworte, die waren einfach grauenhaft, und er spie sogar in das Zimmer. Dann verschwand er.

Geschickt turnte er weiter. Es war risikoreich, über das Dach zu gehen, denn es hatte noch vor zwei Stunden stark geregnet. Das Dach war nass! Trotz seiner Turnschuhe lief Bobby Gefahr, abzurutschen und mit gebrochenen Knochen im Garten zu landen.

Auch Harry Belmont hatte sich wieder gefangen. Das blutgefärbte Taschentuch presste er vor seine misshandelte Nase, legte den Kopf in den Nacken und schielte in die Höhe.

Er sah Bobby nicht mehr.

Dafür hörte er ihn. Trotz der Isolierung drangen seine Schritte durch. Beide Eltern konnten den Weg genau verfolgen, der zunächst zum First führte.

»Du musst ihm nach«, flüsterte Margret.

»Nein, ich breche mir dort oben den Hals.«

»Was willst du dann tun?«

»Ich fange ihn unten ab, wenn er gesprungen ist. Irgendwas muss er doch tun. Auf dem Dach kann er nicht bleiben!«

»Ja, das stimmt.«

Sie konzentrierten sich wieder auf die Schritte ihres Sohnes, die langsamer gesetzt wurden, weil sie sich der anderen Seite des Dachrands näherten.

»Jetzt geht er dorthin!« hauchte Margret.

»Ich weiß.« Harry reagierte schnell. Er huschte aus dem Zimmer, doch bevor er die Treppe erreicht hatte, hörten er und seine Frau den gellenden Schrei.

»Acroooonnnn!«

»Gott, er ist gefallen!« schrie Margret.

Ihr Mann jagte die Treppe hinunter. Dass dabei seine Nase wieder anfing zu bluten, störte ihn nicht. Er musste es so schnell wie möglich hinter sich bringen. Vielleicht war dem Jungen noch zu helfen.

Wild riss er die Haustür auf, taumelte ins Freie, schaute in den Vorgarten und brauchte nicht lange zu suchen. Die Gestalt in der hellen Kleidung hob sich deutlich vom dunklen Untergrund ab. Sie lag in einem Brombeerstrauch, der den Aufprall gedämpft haben musste.

Noch bestand eine Chance.

Dass er durch die Astern lief, die Margret angepflanzt hatte,

bemerkte er nicht. Auch nicht den vorbeifahrenden Wagen, dessen Scheinwerferlicht den Vorgarten für einen kurzen Moment in einen hellen Schein tauchte. Belmont wollte nur zu seinem Sohn, der auf dem Boden lag und sich nicht rührte.

Harry Belmont bahnte sich einen Weg durch das stachelige Gewirr der Brombeerbüsche. Die Dornen zerrissen seine Kleidung und zerkratzten ganze Hautpartien. Neben Bobby ließ er sich auf die Knie fallen. Sein Atem ging schnell. Er stand als Dampfwolke vor den Lippen. Verdammt, der Kleine sah so bleich aus. Wie eine Leiche wirkte er und rührte sich nicht. In seiner Panik hob der Mann den rechten Arm des Jungen an, fühlte nach dem Puls und stöhnte ein wenig erleichtert auf.

Bobby war nicht tot. Der Brombeerstrauch hatte seinen Fall stark abgebremst und ihm das Leben gerettet.

Auch Margret Belmont eilte herbei. Das Streulicht der Außenlampe erfasste ihr Gesicht und ließ die Haut blass und unnatürlich erscheinen. »Ist er…?«

Harry drehte den Kopf. »Nein, Maggy, er ist nicht tot. Unser Sohn hat überlebt.«

Sie wankte zurück, presste die Hände gegen ihr Gesicht und begann zu weinen. Es waren Tränen der Erleichterung. Alles, was zuvor geschehen war, schien sie vergessen zu haben, im Gegensatz zu Harry Belmont, dessen Gesicht starrwie ein Betonklotz wirkte, als er seinen Sohn mit ausgebreiteten Armen hochhob.

Er wusste mehr, nur hatte er es seiner Frau nicht gesagt. In dieser Umgebung ging etwas vor, das man mit dem normalen Verstand nicht mehr erfassen konnte.

Harry drehte sich um. Er begegnete dem Blick der Frau und las darin die Frage.

»Ich bringe ihn ins Wohnzimmer«, sagte Belmont.

Margret nickte. Sie hatte eine Hand zur Faust geballt und gegen ihr Kinn gepresst. »Soll ich einen Arzt rufen?« hauchte sie.

»Nein, noch nicht.«

Mehr als diese knappe Antwort gab er ihr nicht. Keine weitere Erklärung, das wunderte sie. Überhaupt machte ihr Mann nicht den Eindruck eines Menschen, der unsagbar froh war, sein eigenes Kind wieder in den Armen halten zu können. Er wirkte irgendwie verbissen, hart und auch wissend.

Er ging ins Haus. Bobby lag auf seinen Armen. Für seine dreizehn Jahre war er relativ klein, dafür breit in den Schultern. Das Haar erinnerte an helles Stroh. Auf dem Gesicht verteilten sich die Sommersprossen als zahlreiche Punkte. Er trug Jeans, einen Pullover und Turnschuhe, war völlig normal gekleidet und hatte doch so negativ seinen Eltern gegenüber reagiert.

Harry Belmont trug seinen Sohn nicht in dessen Zimmer. Er sparte sich die Treppe. Das Wohnzimmer war groß genug. Dort konnte Bobby auf der Couch liegen.

Margret stand noch an der Haustür. Sie wollte sehen, ob die Nachbarn irgendetwas mitgekriegt hatten. In dieser Straße wurde viel geredet. Sie lag ziemlich einsam, und man hatte eben Zeit, sich um die wenigen Nachbarn zu kümmern. Anscheinend war Bobbys Sturz aus dem Fenster nicht weiter aufgefallen, und so ging Margret in den Wohnraum, wo sich ihr Mann soeben einen doppelten Whisky einschenkte.

»Willst du auch einen Schluck, Maggy?«

»Nein, du weißt doch, dass ich keinen Alkohol trinke. Mein Vater ist an Leberkrebs gestorben.«

»Alles klar.« Harry hatte nicht den Nerv, sich jetzt noch Lamentos über den Alkohol und dessen Missbrauch anzuhören. Er trank und schaute dabei über den Rand des Glases hinweg auf seinen auf der Couch liegenden Sohn.

Margret schlich hinter Harrys Rücken entlang und schaltete den Fernseher aus.

Harry dachte nach. Was sein Sohn getan hatte, konnte man nicht erklären. Selbstverständlich gab es aufsässige Jugendliche, aber die waren älter oder kamen aus anderen familiären Verhältnissen. Was Bobby getan hatte, konnte man logisch nicht mehr begründen. Das war schon abnorm. Er hatte seinen Eltern einen regelrechten Hass entgegengeschleudert, als wäre er nicht mehr er selbst gewesen, sondern ein anderer.

Wie ein anderes Wesen, fast wie ein Dämon hatte er sich nach Belmonts Meinung benommen. Er hasste seine Eltern plötzlich, hatte sie nicht mehr sehen wollen, und diese Entwicklung kam gar nicht mal so plötzlich. In den letzten beiden Wochen hatte sich ihr Sohn so verändert. Er musste dabei unter einen anderen Einfluss geraten sein, und wahrscheinlich hing dieser Einfluss mit der Schule zusammen.

Die Schule war gefährlich.

Belmont hatte zwar keine Beweise dafür, aber er hatte ein Telefongespräch seines Sohnes durch Zufall mitgehört, und da waren Worte gefallen, die ihm überhaupt nicht gefielen.

Da war von Blut geredet worden und auch von nächtlichen Treffen und Beschwörungen.

Irgendetwas ging da vor, dessen war sich der Mann sicher. Seiner Frau hatte er nichts davon gesagt. Sie hätte es sowieso nicht begriffen. Zudem vergötterte sie Bobby, ihr einziges Kind.

Harry Belmont leerte sein Glas und bemerkte dabei, wie seine Frau ihn anstarrte. Dabei hatte sie beide Hände auf die Sessellehne gestützt. »Willst du nicht endlich etwas tun?« fragte sie.

»Was denn?«

»Einen Arzt holen«, erwiderte Margret schrill.

Harry hob die Schultern. »Ich glaube kaum, dass uns ein Arzt helfen kann, meine Liebe.«

Sie deutete auf Bobby. »Er muss verletzt sein. Vielleicht hat er sich sogar etwas gebrochen. Ich finde es nicht gut von dir, wenn du so reagierst. Wirklich nicht.«

Er winkte ab. »Gebrochen wird er sich kaum etwas haben. Der Strauch hat ihn aufgefangen. – Manchmal haben Kinder einen besonderen Schutzengel, weißt du.«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich werde…«

»Mir jetzt aus der Schublade das alte Holzkreuz holen, das du von deinen Eltern geerbt hast«, erklärte Harry.

Sie schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Was willst du haben? Das alte Kreuz?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Hol es, bitte!«

Margret schaute ihren Mann skeptisch an, hob dann die Schultern und verließ den Raum, um Harrys Wunsch nachzukommen. Das Kreuz lag in der Küche. Dort zog sie eine Schublade auf, schaute sich das Kruzifix an und brachte es ihrem Mann.

Der saß mittlerweile auf dem Rand der Couch und schaute seinem Sohn ins Gesicht. Er sah die blasse Haut und auch das leichte Zucken der Lippen. Ein Zeichen, dass Bobby bald aus seiner Ohnmacht erwachen würde.

Harry nahm das Kreuz an sich. »Wenn du nicht zuschauen willst, Margret, dann verlass das Zimmer.«

»Was hast du denn vor?«

»Wirst du schon sehen.«

»Nein, ich will es wissen.« Ihre Stimme hatte sich hart angehört.

Harry kannte sie. Wenn Margret so reagierte, duldete sie keinen Widerspruch mehr. »Ich werde Bobby testen, wenn er erwacht. Ich habe nämlich das Gefühl, dass Bobby kein normales Kind mehr ist. Verstehst du?«

»Nein.«

»Ist auch nicht schlimm. Den Beweis oder Gegenbeweis werden wir ja bald erhalten.« Er hielt das Kreuz in der rechten Hand. Mit der linken tätschelte er die Wange seines Sohnes und hoffte, dass ihn die leichten Schläge aus der Bewusstlosigkeit holten.

Tatsächlich begannen die Augenlider des Jungen zu zucken. Er musste auch die Stimme seines Vaters hören, denn er verzog den Mund, als wollte er gleich anfangen zu weinen.

Harry spürte wieder die Schmerzen in seiner Nase. Der Tritt, der ihn

so hart getroffen hatte, war nach seiner Ansicht kein Zufall gewesen, und er hatte ihn in seiner Meinung bestärkt, dass sein Sohn, der immer friedlich gewesen war, unter der Kontrolle eines anderen stand.

Wer das war, wollte er herausfinden.

Margret war nicht verschwunden. Sie stand so, dass sie ihren Sohn sehen konnte.

Und der öffnete die Augen. Das ging sehr schnell, ohne irgendeinen Übergang.

Plötzlich starrten sich Vater und Sohn an.

Zuerst zuckte es im Gesicht des Jungen. Er stöhnte leise, und es dauerte einige Sekunden, bis er sich zurechtgefunden hatte und dann das Kreuz sah.

Sein Blick wurde starr.

»Siehst du es?« fragte Harry. »Siehst du das Kreuz?« Er wollte seinem Sohn eine Reaktion entlocken.

Und die kam.

Aus Bobby Belmonts Mund drang ein furchtbarer Schrei, der den Eltern des Jungen unter die Haut fuhr und Margret zurücktaumeln ließ.

»Nimm es weg! Nimm es weg, verdammt!« schrie Bobby. »Wenn du es nicht wegnimmst, kille ich dich!«

***

Harry Belmont hatte mit etwas Ähnlichem gerechnet, deshalb blieb er auch so hart, obwohl er sich erschreckt zeigte, als er diesen fast tierischen Schrei des Jungen vernahm. Er hatte das Gefühl, nicht mehr neben seinem Kind zu sitzen, sondern bei einer Person, die von einem anderen Wesen besessen war.

Der Junge blieb nicht ruhig liegen. Er warf sich von einer Seite auf die andere, schrie, brüllte und forderte immer wieder seinen Vater auf, das Kreuz wegzunehmen.

Das tat er nicht.

Obwohl es ihm schwer fiel, Bobby leiden zu sehen, hielt er das Kreuz weiterhin dicht über dem Gesicht des Jungen, sodass der es einfach ansehen musste.

Er schrie und schrie!

Irgendwann, vielleicht erst nach Minuten, die Eltern hatten jegliches Zeitgefühl verloren, wurde er wieder ruhiger. Seine Stimme versagte. Die Laute klangen erstickter, bevor sie in einem Röcheln endeten, das hin und wieder von einem Schluchzen unterbrochen wurde.

Das Gesicht war tränennass, es zeigte sich sogar entstellt, weil der Mund nicht mehr geschlossen war. Nur schluchzend holte Bobby Belmont Atem. Die Arme hatte er angewinkelt und auf das Kopfkissen gepresst. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, und aus dem vor

kurzem noch roten Gesicht wich allmählich die Farbe.
Er wurde leiser.
Schließlich weinte Bobby nur noch, hatte aber seinen Kopf auf die rechte Seite gedreht, weil er keinesfalls mehr auf das Kreuz schauen wollte. Es war ihm verhasst. Nur noch ein Wimmern drang aus seinem Mund, und endlich traute sich auch seine Mutter wieder näher an die Couch heran.
»Mein armes Kind!« flüsterte sie.
Harry warf ihr einen schrägen Blick zu. »Armes Kind?« fragte er und begann zu lachen. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht, Maggy. Das ist kein armes Kind.«
»Doch, wer so reagiert…«
»Okay, du hast Recht. Unser Sohn ist besessen, Darling. Besessen, hast du verstanden?«
Margrets Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an. »Wie meinst du das denn?«
»Wie ich es gesagt habe. Er steht unter der Kontrolle einer fremden Kraft oder Macht.«
»Und wer kann das sein?«
»Vielleicht der Teufel!« erwiderte Harry mit leiser Stimme. »Wir müssen uns da auf einiges gefasst machen!«
Seine Antwort hatte die Frau sprachlos werden lassen. Sie ging einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf. »Nein, Harry, nein, das kannst du mir nicht erzählen. Das glaube ich dir einfach nicht. Der Teufel!« Sie lachte schrill. »Wo gibt es denn so etwas? Ich glaube nicht an den Teufel oder die Hölle. Du spinnst dir da etwas zusammen!«
Harry blieb gelassen und schüttelte den Kopf. »Ich spinne mir nichts zusammen, Margret. Hast du in der letzten Zeit nicht bemerkt, wie sich unser Sohn verändert hat? Oder bist du mit geschlossenen Augen durch die Welt gelaufen? Er hat sich verändert. Bobby ist nicht mehr der, der er noch vor einem Jahr gewesen ist.«
Margret nickte. »Klar, Kinder entwickeln sich. Sie bleiben nicht stehen. Das war bei uns auch so.«
Harry lächelte knapp. »Da gebe ich dir Recht. Auch wir haben uns entwickelt, und jedes Kind muss sich entwickeln, aber nicht auf eine solche Art und Weise. Das ist nicht normal, das ist grauenhaft und furchtbar. Der Teufel hat von unserem Sohn Besitz ergriffen. Da kannst du sagen, was du willst.«
»Wie soll er das getan haben?«
»In der Schule.«
Da lachte Margret. »Im Internat?«
»Ja.«
»Dann müssten die anderen Kinder doch auch so reagieren wie Bobby. Ich habe davon aber nichts gehört.«

»Wahrscheinlich sind die Eltern zu feige, darüber zusprechen. Lass dir gesagt sein, da geht etwas Schreckliches vor!«

Margret hatte nicht weiter nachgedacht. Sie war noch vor Minuten der Überzeugung gewesen, dass sich ihr Mann alles nur eingebildet hatte. Nun hatte sie ihre Meinung geändert, und sie musste zugeben, dass sich ihr gemeinsamer Sohn tatsächlich auf eine erschreckende Weise verändert hatte. Zwar hatte er noch immer die gleichen Gesichtszüge, aber über sie schien sich ein Schatten gelegt zu haben, und als er abermals den Kopf ein wenig drehte, sah er wieder das Kreuz.

Urplötzlich entstellte Hass seine Züge. »Weg damit! Ich will es nicht mehr sehen. Nehmt das verdammte Kreuz weg! Ich will es nicht mehr!« Seine Stimme überschlug sich und endete in einem verzweifelt klingenden Schluchzen.

Harry blieb ruhig, obwohl es ihn Überwindung kostete. Er nahm kaum wahr, dass sich seine Frau in einen Sessel fallen ließ und dort so steif hockte, als hätte sie einen Stock verschluckt. Ihr Gesicht war vom Weinen gerötet, und ihre Wangen waren aufgequollen.

»Habe ich Recht?« fragte Harry leise.

Sie nickte nur.

Harry nahm das Kreuz weg. Er ließ es in die Tasche seiner Strickjacke gleiten, wo es nur mit seinem oberen Ende hervorschaute. Dann wartete er ab.

Bobby öffnete wieder die Augen. Zunächst blinzelnd, weil er sehen wollte, ob sich das Kreuz noch in seiner unmittelbaren Nähe befand. Das war nicht der Fall, und so starrte Bobby aus weit geöffneten Augen seinem Vater ins Gesicht.

Er begann zu grinsen. Die Lippen zogen sich nur sehr langsam in die Breite, aber dieses Grinsen hatte überhaupt keinen freundlichen Ausdruck mehr. Es war kalt und bösartig. Dabei dokumentierte es, wie es im Innern des Jungen aussah.

»Es ist nicht mehr da, Bobby.«

»Das sehe ich.«

»Und jetzt?«

Der Junge überlegte noch. »Ich werde euch zeigen, wo es langgeht. Ich bin nicht mehr euer Sohn. Jetzt gehöre ich einem anderen.«

Auch Margret hatte die Worte verstanden. »Aber Bobby. Wie kannst du so etwas sagen, Kind?«

»Ich kann alles!«

»Nein, das darfst du nicht. Ich bin deine Mutter. Hast du das vergessen?«

»Nichts habe ich vergessen. Gar nichts.« Er sprach mit einer böse klingenden Stimme. »Ich werde auch nichts mehr vergessen. Ihr sollt weggehen, verschwinden! Habt ihr gehört? Ich will nichts mehr von

euch sehen, überhaupt nichts. Ich gehöre nicht mehr zu euch, und ihr gehört nicht mehr zu mir, verdammt!«

Diese Worte trafen tief. Margret wandte sich ab. Sie konnte den Jungen nicht mehr hören und auch nicht mehr ansehen. Harry Belmont fiel es ebenfalls schwer, aber er riss sich zusammen und sagte zunächst einmal nichts. Harry blickte seinen Sohn nur an. Und er sah besonders in dessen Augen.

Sie waren blau gewesen, wie sie es oft bei blonden Menschen sind. Auch jetzt hatten die Pupillen noch diese Farbe. Dennoch zeigten sie sich verändert. Ihr Glanz war ein anderer geworden. Viel härter, unnachgiebiger und brutaler. Das war nicht mehr der Bobby, wie Harry ihn kannte.

Aber er fragte weiter. »Du willst also nicht mehr unser Sohn sein, wenn ich dich richtig verstanden habe?«

»So ist es.«

»Zu wem gehörst du dann?«

»Zu Acron!«

Da war er wieder, dieser Name, mit dem Harry nichts anfangen konnte. Acron hieß er also. Schon einmal hatte Bobby ihn erwähnt, oben in seinem Zimmer, aber weder Margret noch er wussten etwas damit anzufangen. »Wer ist Acron?«

Bobbys Blick veränderte sich. Er wurde lauernd. »Weshalb willst du das wissen?«

»Vielleicht möchte ich mit ihm reden.«

Zunächst sagte Bobby nichts. Plötzlich begann er zu lachen. Erst leise, dann immer lauter. »Du willst mit Acron reden? Was meinst du, was dann passiert? Ich bin wahnsinnig, ich…«

»Wer ist es?«

Plötzlich schnellte Bobby hoch. Harry zuckte zurück, sonst hätte die Stirn des Jungen noch einmal seine Nase getroffen. »Wer Acron ist, willst du wissen! Ja, ich sage es dir. Er ist ein Vampir, ein Blutsauger, hörst du?«

***

Es gibt Fallen, die sind an Hinterlist und Gemeinheit kaum zu überbieten. Zu dieser Kategorie gehörte das quer über die Fahrbahn gespannte dünne Stahlseil.

Dass ich es überhaupt sah, verdankte ich einem Lichtreflex, der sich an den am Seil hängenden Tropfen brach, denn es hatte vor kurzem noch geregnet.

Auch der neben mir sitzende Bill Conolly hatte etwas bemerkt.

»Vorsicht, John!«

Ich bremste.

Und ich musste voll hineingehen. Dabei hatte ich das Gefühl, als

würde ich das Pedal bis auf den unter uns liegenden Asphalt der Straße durchtreten.

Und schon ging es los.

Mein Bentley war trotz seines Alters zwar spurtreu, aber die Vollbremsung riss auch ihn aus dem Gleichgewicht. Ich hörte das Jaulen der Reifen auf der noch feuchten Straße und stellte fest, dass sich die Räder nicht mehr drehten. Hart wurden wir nach vorn geschleudert.

Gleich würde das straff gespannte Seil gegen die Frontscheibe des Wagens knallen.

Ich kurbelte am Lenkrad. Der Silbergraue nahm mir dies übel.

Vielleicht rutschte er auch auf den feuchten Blättern weg, jedenfalls brach er mit dem Heck aus.

Bill hatte sich neben mir geduckt. Auch ich hatte mich zusammengekauert und zitterte innerlich in der Hoffnung, dass es noch gut gehen würde.

Das Seil rückte näher.

Viel zu schnell. Der Bentley würde nicht mehr rechtzeitig genug zum stehen kommen. Innerhalb einer Sekunde sah ich viel mehr, als ich normalerweise wahrnehmen konnte. Die Bäume rechts und links der Straße tanzten und bewegten sich in den hellen Inseln, die unser Scheinwerferpaar in die Dunkelheit und das Unterholz am Wegrand hineinschleuderte.

Mit dem Heck brach der Bentley nach rechts aus. Wenn uns das Seil jetzt erwischte, dann an der Seite.

Das Kreischen der Reifen klang wie eine schrille Musik in meinen Ohren. Ich hielt mich am Lenkrad fest, als wäre es ein letzter Rettungsanker, und dann prallten wir gegen das Seil.

Aber mit der Seite.

Wir hörten beide einen singenden, hohen Laut, unser Wagen wurde durchgeschüttelt, er wollte wieder ausbrechen, ich lenkte gegen, hörte noch, wie das Stahlseil an der Seite entlangratschte und von der Lackierung einiges abschabte. Dann wurden die Baumstämme plötzlich zu gewaltigen Stempeln, zwischen denen es kaum Platz für meinen Silbergrauen gab.

Wir prallten nicht dagegen.

Zwar wühlte sich die Schnauze des Fahrzeugs noch in das Unterholz und knackte dort einiges zusammen, aber wir kamen rechtzeitig zum Stehen. Ich konnte es kaum fassen. Noch immer hatte ich das Gefühl, herumgeschleudert zu werden, aber wir standen tatsächlich.

Dieses quer über die Straße gespannte Seil hätte uns den Tod bringen können.

Ich schaute nach links und warf einen Blick auf meinen Freund Bill Conolly.

Der saß da wie eine Puppe. Nur hatte er einen Arm angehoben und wischte den Schweiß von seiner Stirn. Seine Lippen waren in die Breite gezogen, er lächelte aber nicht. Die Anspannung stand noch in seinem Gesicht.

Mir erging es nicht viel besser. Erst jetzt folgte der Schock. Ich spürte das innerliche Zittern und merkte auch, dass meine Arme allmählich lahm wurden.

Sicherheitshalber löste ich die Hände vom Lenkrad und ließ sie nach unten fallen.

Sie klatschten auf meine Knie.

So saßen wir, sagten nichts und atmeten schwer. Bill fand als Erster die Sprache wieder. »Wer von uns hat denn einen so guten Schutzengel gehabt?« erkundigte er sich.

»Wahrscheinlich wir beide, denn einer reichte da wohl nicht aus.«

»Das meine ich auch.«

Wir standen schräg, aber wir nahmen nicht die gesamte Straßenbreite ein. Ich überlegte schon, wer das Seil gespannt haben konnte.

Eine Antwort fand ich nicht. Eines war aber sicher: Irgendjemand wollte nicht, dass die Straße befahren wurde. Und wenn ich daran dachte, dass es nicht uns, sondern einen anderen hätte erwischen können, einen Motorradfahrer zum Beispiel, wurde es mir noch übler.

»Hast du eine Zange?« fragte Bill.

»Wozu?«

»Damit wir das Seil durchschneiden können.«

»Da musst du wohl beißen.«

»Leider kann ich den Beißer nicht erreichen. Und der gute alte James Bond wird ihn mir wohl kaum ausleihen.«

»Okay.« Ich löste den Gurt. Zum Glück waren wir angeschnallt gewesen, sonst hätte es trotz der Bremsaktion noch übel für uns ausgehen können. Gemeinsam stiegen wir aus.

Die Luft war herbstlich kühl geworden. Vor unseren Lippen dampfte der Atem. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Der Abend hatte erst angefangen, trotzdem war es schon dunkel geworden. Für Oktober eben üblich. Ich schaute nach, ob der Bentley mit seinen Vorderrädern möglicherweise in einem Graben gelandet war. Dann brachten wir ihn aus eigener Kraft wohl kaum wieder heraus.

Das war zum Glück nicht der Fall. Fahrbahn und Waldrand befanden sich auf einer Höhe. Durch Rückwärtsfahren würden wir den Wagen schon wieder flottbekommen.

Dann schauten wir uns den Baumstamm an, an dem das Stahlseil mit einer Klammer befestigt war. Die Klammer wurde durch eine Schraube gehalten, die wir lösen mussten. Werkzeug war gefragt.

Ich sah im Kofferraum nach. Dort lag das übliche »Besteck«. Der

Wagenheber war nicht geeignet, aber ich fand einen alten Hammer, der bereits Rost angesetzt hatte.

Ihn konnten wir gebrauchen. Es war eine schwere Arbeit, aber wir schafften es, das um die Stämme gespannte Seil nach unten zu schlagen, sodass es auf der Fahrbahn lag. Jedes Fahrzeug konnte jetzt das Hindernis überfahren.

Bill Conolly spendierte eine Runde Zigaretten. Ich blies den Rauch in die kühle Luft und dachte daran, dass eigentlich Bill Conolly die Schuld daran trug, dass wir uns in diese Gegend gewagt hatten. Ob es zu einem Fall werden würde, stand noch nicht fest, aber einiges deutete darauf hin. Wie dieses über die Straße gespannte Stahlseil.

Eigentlich ging es ja um ein Internat. Oder vielmehr um deren Bewohner. Bill Conolly kannte einen Mann, der seinen Sohn auf dieses Internat geschickt hatte. Bei einem zufälligen Wiedersehen hatte der alte Bekannte dem Reporter von seinen Sorgen berichtet. Sein Sohn hätte sich so verändert gehabt. Er wollte nicht mehr nach Hause kommen und lehnte jeglichen Besuch ab. Dieser Junge, gerade dreizehn Jahre alt geworden, hatte seinen Eltern klar gemacht, dass er mit ihnen nichts mehr zu tun haben wollte. Er hätte jetzt einen anderen. Dem Vater war sogar eine Antwort gegeben worden.

Acron, der Vampir.

Zuerst hatte der Mann noch gelacht, bis er näher darüber nachdachte und auch das Verhalten seines Sohnes genauer beobachtete.

Da war ihm das Lachen vergangen. Er hatte natürlich mit den Lehrern gesprochen, doch auch aus ihnen nichts herausbekommen. Die Lehrpersonen sprachen völlignormal über den Jungen und dessen Klassenkameraden. Das wollte der Vater nicht glauben, hatte der Schule auch zweimal einen Besuch abgestattet und alles so vorgefunden, wie es ihm gesagt worden war.

Beim zweiten Mal war er bis zum Einbruch der Dunkelheit geblieben, und da waren merkwürdige Dinge passiert. Einige Kinder hatten die Schule heimlich verlassen und sich in einen nahen Wald begeben, wo sie ein Feuer entfachten und nach Acron schrien. Mehr hatte der Vater nicht in Erfahrung bringen können, weil er plötzlich überwältigt und bewusstlos geschlagen worden war. In seinem Wagen war er wieder zu sich gekommen und nicht noch einmal zurückgefahren. Einen Tag später hatte er dann Bill Conolly getroffen und ihm von der Sache berichtet.

Bill hatte für so etwas immer offene Ohren und sich an mich gewandt. Suko und ich waren soeben aus Wien zurückgekehrt und hatten uns eigentlich ausruhen wollen.

Auf Bills Drängen hin hatte ich mich schließlich einverstanden erklärt, der Schule einen Besuch abzustatten, und auf dem Weg dorthin war uns dieses gespannte Stahlseil buchstäblich in die Quere

gekommen.
»Wie denkst du nun über den Fall?« fragte mich Bill.
»Ein wenig anders.«
»Das freut mich.«
»Obwohl ich dämonische Aktivitäten noch immer nicht erkennen kann«, schränkte ich ein.
»Warte es ab.«
Ich hob die Schultern. Schweigen umgab uns. Der letzte Ort lag zwei Meilen hinter uns. Diese Straße führte geradewegs zum Internat, das in einem alten Herrenhaus untergebracht war und sehr düster wirken sollte, wie Bill von seinem Bekannten gehört hatte.
Natürlich hatten wir vor, mit den Lehrern zu sprechen, aber erst am nächsten Morgen. In der Nacht wollten wir herausfinden, ob Simon Wade, so hieß Bills Bekannter, mit seiner Behauptung Recht gehabt hatte. Den Weg hatte er dem Reporter beschrieben. Um in den Wald zu gelangen, brauchten wir nicht bis zur Schule zu fahren. Wir konnten den Wagen vorher abstellen.
Wir stiegen ein. Ich drückte meine Zigarette im Aschenbecher sorgfältig aus. Bill ebenfalls. »Internate sind nichts für mich«, erklärte er.
»Wieso? Hast du mit dem Gedanken gespielt, Johnny in eine solche Schule zu stecken?«
»Bewahre, John, bewahre. Wenn sie magisch gesichert wäre, vielleicht, aber so nicht.«
Ich startete. Durch das gespannte Stahlseil war ich gewarnt und fuhr langsamer weiter. Ich hatte mir auch die Stelle zuvor angesehen, wo das Seil den Wagen berührt hatte. Dort war der Lack in einer langen und fingerbreiten Linie abgeschrammt worden.
Wir rollten durch eine stille Herbstnacht. Zu beiden Seiten des Weges stand der Wald wie ein dunkles, unüberwindliches Hindernis. Manchmal fielen Blätter von den Bäumen und taumelten zu Boden.
Bill konzentrierte sich ebenso wie ich. Er sprach mit sich selbst und redete von dem Weg, den ihm Simon Wade nahe gelegt hatte.
»Es ist nur ein schmaler Pfad an der rechten Waldseite. Du musst acht geben, John, dass du ihn nicht verfehlst.«
Niemand begegnete uns. Nur einmal huschte ein Eichhörnchen vor uns über die Fahrbahn und turnte mit einer kaum zu verfolgenden Geschwindigkeit an einem Baumstamm hoch.
»Wie friedlich das alles ist«, bemerkte ich.
»Ja, bis auf die Stahlseile.«
»Wir haben ja überlebt.«
Bill nickte. »Ich bin nur gespannt, welche Überraschung uns als nächste erwartet.«
»Acron.«

Der Reporter schniefte durch die Nase. »Dabei frage ich mich schon die ganze Zeit über, wer dahinterstecken könnte. Hast du den Namen schon einmal gehört?«

»Nein. Aber er scheint sich auf Kinder spezialisiert zu haben. Eine verdammt harte Sache!«

»Noch steht es ja nicht fest.«

»Wie hieß der Sohn von deinem Bekannten noch?«

»Peter.«

»Okay, dieser Peter hat sich verändert. Das alles schiebt er auf diesen Acron. Ich kann mir verdammt gut vorstellen, dass sich ein Dämon wie Acron neue Betätigungsfelder sucht. Und Vampire kennen keine Gnade. Ob es sich bei ihren Opfern um Frauen oder Kinder handelt, die nehmen alles, verstehst du?«

»Bin ja nicht taub. Dann rechnest du also damit, einem Vampir zu begegnen?«

»Davon gehe ich sogar aus.«

Bill wollte sich auf den Weg konzentrieren und bat mich, das Fernlicht einzuschalten.

Ich tat ihm den Gefallen. Der kalte Lichtschein huschte über die Straße und erfasste die Waldränder. Er erhellte das Unterholz, Büsche, Farnkraut und hohe Gräser.

»Da ist die Schneise!«

Bill deutete nach rechts und reckte sich in seinem Gurt vor. Auch ich hatte sie gesehen, zog den Wagen über die Straße und musste feststellen, dass der Weg zu schmal war, um mit dem Bentley hindurchzufahren. Wir mussten den Silbergrauen an der Einmündung abstellen. Ich drehte ihn, damit er mit seiner Schnauze zur Fahrbahn hin zeigte und wir im Notfall schnell wegkamen.

Bill stieg aus. Ich schloss den Wagen ab und überlegte, ob ich meinen Bumerang mitnehmen sollte. Die Beretta und das Kreuz würden bestimmt reichen, so ließ ich ihn im Wagen. Bill hatte seine goldene Pistole zu Hause gelassen.

»Was hat dein Bekannter gesagt, Bill? Wie geht es jetzt weiter?«

Der Reporter deutete in das Dunkel des Waldes. »Wir müssen dem Pfad folgen. Irgendwann gelangen wir an eine Lichtung oder an eine Stelle, wo die Bäume nicht mehr sodicht beieinander stehen, da ist dann unser Ziel. Jedenfalls haben sie sich dort getroffen und nach diesem Acron geschrien.«

»Dann komm.« Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Für eine Vampirbeschwörung war es eigentlich noch nicht spät genug. So etwas wurde meist um Mitternacht durchgeführt, aber Ausnahmen bestätigen ja immer die Regel, und vielleicht hatten wir Glück.

So machten wir uns auf den Weg. Ohne uns abgesprochen zu haben, dämpften wir unsere Schritte. Sollte jemand im Dunkel des Waldes auf

uns lauern, sollte er uns nicht so schnell bemerken. Aus diesem Grunde verzichteten wir auch auf unsere Lampen.

Der Waldboden war weich. Übersät mit Blättern und feuchtem Humus. Manchmal wuchsen Baumwurzeln bis an die Oberfläche.

Sie sahen aus wie krumme, eingefrorene Schlangen.

Tiefer hinein in den nächtlichen Wald führte unser Weg. Hin und wieder strich der Wind durch die Kronen der Bäume, bewegte die Blätter, schabte sie gegeneinander, sodass stets ein geheimnisvolles Rascheln erklang, das unseren Weg begleitete.

Von den Kindern sahen und hörten wir nichts. Auch nicht von jenem Wesen namens Acron. Über dem Wald lag der nächtliche Frieden. Manchmal wurde der Pfad so eng, dass wir nur hintereinander gehen konnten und uns trotzdem noch die Zweige der an den Rändern wachsenden Büsche wie biegsame Arme streiften.

Es war nie sehr still. Irgendwo raschelte es immer in den Büschen, aber ich empfand diese Geräusche nicht als unheimlich, sondern als normal. Ein Wald »lebt« auch in der Nacht. Irgendwie waren wir Menschen Störenfriede in einer noch intakten Natur.

Bill ging vor mir auf dem Pfad. Plötzlich blieb er stehen. Er streckte seinen Arm aus. Ich sah seine Gestalt wie einen Schattenriss.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Sieh mal nach vorn, John. Schimmert da nicht etwas in der Dunkelheit?«

Ich blickte in dieselbe Richtung wie Bill und erkannte auch etwas.

Die Entfernung war schwer zu schätzen, aber wir sahen tatsächlich dieses geheimnisvolle Schimmern, das aus der Tiefe des Bodens zu dringen schien und sich wie eine halbrunde Kuppel im Wald ausgebreitet hatte.

»Da könnten sie sein«, flüsterte Bill.

»Hat dir Wade denn etwas von einem Lichtschein berichtet?«

»Ja, habe ich dir doch erzählt.«

Ich überlegte schon weiter und fragte: »Sollen wir uns trennen?«

»Du meinst, wir sollen sie in die Zange nehmen?«

»So ungefähr.«

Bill hob die Schultern. »Wäre nicht schlecht. Aber zuvor lass uns zusammenbleiben.«

»Klar.«

Wir setzten den Weg fort und wurden noch vorsichtiger. Die Vegetation war sehr dicht. Hinter jedem Baumstamm oder Busch konnte jemand lauern, der uns an den Kragen wollte. Auch fiel mir an der Umgebung etwas auf. Es war wesentlich ruhiger geworden.

Die Stimmen der Nachttiere und auch das oft aufklingende heftige Rascheln waren nicht mehr zu hören.

Dieser Teil des Waldes empfing uns mit einer fast bedrückenden

Stille. Ein Mensch mit viel Phantasie hätte Furcht empfinden können, weil er in den Bäumen und Büschen stets etwas anderes sah, als sie wirklich darstellten.

Da konnten die Pflanzen zu geheimnisvollen Wesen werden, die ein Eigenleben entwickelten, sich dann in Bewegung setzten und auf uns Menschen zukrochen, um uns mit ihren starken Armen zu umklammern. Immer wenn Blätter über mein Haar oder die Haut im Nacken strichen, bekam ich eine leichte Gänsehaut. Sie waren noch nass vomletzten Regen, und die Tropfen legten sich perlend auf meine Kleidung.

Nach einer Weile konnten wir nicht mehr auf dem Pfad bleiben, weil er in eine andere Richtung führte. Er zweigte zur rechten Seite hin ab, wir aber wollten nach links, verließen den Weg und schlugen uns in die Büsche.

Jetzt streunten wir durch die Lücken zwischen den Baumstämmen. Oft genug versperrten uns Nadelhölzer den Weg, die wir umgehen mussten, doch wir behielten die Richtung bei und sahen, wie das Licht immer heller wurde.

Und wir hörten auch etwas.

Der Nachtwind trug die Geräusche an unsere Ohren, sodass wir zunächst stehen blieben und erst mal lauschten.

Es waren Geräusche, die überhaupt nicht in die nächtliche Ruhe des Waldes passten. Nicht sehr laut, dafür aber von einer gleich bleibenden Monotonie. Ein Summen, das man als Addition verschiedener Stimmen bezeichnen konnte, wehte uns entgegen. Wenn Menschen dafür verantwortlich waren, so sagten sie stets nur ein Wort oder einen Satz, den aber weder Bill noch ich verstanden.

Auch dann nicht, als sich der Wald lichtete. Der humusreiche Boden bildete kleine Täler, Hügel – und einen Krater.

Aus ihm stieg das Licht.

Es drang als ein gewaltiger Schein hervor, der sich dicht über dem Rand zu einer Kuppel formierte, die uns schon beim ersten Augenblick aufgefallen war. Das Licht war klar, es hatte einen weißlich blauen Schimmer, und es zeichnete die Umrisse der Gestalten sehr scharf nach, die auf dem Rand der Mulde hockten.

Ob es Kinder oder Erwachsene waren, konnten wir nicht erkennen, weil sie durch ihre Kleidung alle gleich aussahen. Sie trugen lange Gewänder mit Kapuzen, die sie hochgeschoben hatten, sodass die Köpfe verdeckt wurden.

Wir gingen nicht mehr weiter. Aber wir hatten uns gehockt, um mit dem Schatten des Unterholzes zu verschmelzen.

Wenn ich mir das blauweiße Licht so betrachtete und dieam Rand des Kraters hockenden Gestalten sah, wurde ich an die unheimliche Begegnung der vierten Art erinnert. Es hätte mich nicht gewundert,

aus dem Krater fremde Wesen steigen zu sehen.

Überhaupt spürte ich den Atem des Fremden und Unheimlichen, der durch diesen Teil des Waldes wehte. Ich war jetzt sicher, dass etwas Außergewöhnliches vorging.

Und ich konnte endlich das verstehen, was die Gestalten mit einer unglaublichen Monotonie riefen.

Es war nur ein Wort.

Acron!

Immer wieder wurde dieser Name gemurmelt. In einem bestimmten Rhythmus wiederholte sich der Ruf, als wollten die Gestalten ihren großen Herrn und Meister aus der Tiefe der Mulde holen.

Bill schaute mich wissend an. »Acron«, hauchte er. »Das hätten wir uns auch denken können.«

»Ich habe es mir gedacht.«

»Angeber.« Bill grinste scharf. »Sollen wir näher heran? Ich möchte gern einen Blick in die Mulde werfen.«

»Ich auch.«

Wir drückten uns aus den geduckten Haltungen hoch. Genau da passierte es! Plötzlich hörten wir den schrillen Pfiff irgendwo hinter uns aufklingen.

Was die anderen Gestalten an der Mulde taten und wie sie reagierten, interessierte uns nicht. Wir wirbelten hoch und herum.

Das war genau das Falsche.

Denn aus der Höhe flog etwas heran, das immer größer wurde, je tiefer es fiel.

Ein Netz.

Und es erwischte uns beide!

***

Harry Belmont stand im Bad. Er schaute in den Spiegel, sah seine geschwollene Nase und tupfte mit einem feuchten Wattebausch die letzten Blutreste von seinem Kinn. Wenn die Nase durch den Tritt gebrochen worden war, musste er einen Arzt aufsuche. Nur nicht mehr in dieser Nacht, da hatte er etwas anderes vor.

Im Spiegel sah Harry, dass die Tür geöffnet wurde. Seine Frau betrat das Bad, blieb an der Tür stehen und blickte ihn fragend an. Im kalten Licht der Deckenleuchte wirkte ihr gerötetes Gesicht fleckig.

Noch immer hatte sie den Schock nicht überwunden, und ihre Hände zitterten stark.

»Hast du nach dem Jungen gesehen?« fragte Harry.

»Nein.«

»Das solltest du aber.«

»Er liegt im Wohnraum.«

Belmont hob die Schultern und warf den Wattebausch in einen

kleinen Eimer. »Ich wäre mir da nicht so sicher. Seine Reaktionen sind leider unkontrollierbar und nicht vorhersehbar geworden. Wir müssen bei ihm mit allem rechnen. Leider.«

»Siehst du da nicht zu schwarz?«

»Nein, Maggy.« Er drehte sich um, blickte seine Frau nachdenklich an und sah ihr Kopf schütteln.

»Ich begreife es einfach nicht, Harry. Es ist unfassbar für mich. In was ist unser Junge da hineingeraten?«

»Das möchte ich auch gern wissen.«

»Aber du weißt mehr«, sagte sie, ohne ihren Mann anzusehen.

»Woher willst du das wissen?«

»Das fühle ich. Du warst nicht sehr über Bobbys Reaktion überrascht. Sei ehrlich, Harry, hast du so etwas vorausgesehen?«

»Nein, das nicht.« Er hatte die Antwort sehr nachdenklich gegeben.

»Was denn?«

»Ich meine, dass wir ihm jetzt helfen müssen. Bobby ist da in einen fürchterlichen Kreislauf hineingeraten. In eine Sache, die man rational nicht erklären kann.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Glaubst du denn an Vampire, Maggy?«

»Nein!« erwiderte die Frau fast entrüstet.

»Und das, meine Liebe, ist wohl dein Fehler. Bobby hat immer von Acron gesprochen. Und er hat hinzugefügt, dass es sich bei ihm um einen Blutsauger handelt. Ich kann mir gut vorstellen, dass unser Junge eine Begegnung mit einem Vampir gehabt hat.«

Margret trat vor Schreck einen Schritt zurück und stieß mit dem Rücken gegen die geschlossene Badezimmertür. »Das kann ich einfach nicht glauben.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Nein, Vampire gibt es nicht in Wirklichkeit.«

»Das hatte ich bisher auch immer gedacht.«

»Und jetzt denkst du anders darüber?«

»Ja. Dies hat auch seinen Grund. Erinnere dich daran, als ich ihm das Kreuz zeigte. Wie hat er da reagiert?«

»Er wollte es nicht sehen.«

»Sehr richtig, Maggy. Ich will deine Antwort noch verstärken. Er wollte es nicht nur nicht sehen, er hat es sogar gehasst. Denk mal an seinen Gesichtsausdruck. War das noch dein Kind? Hast du so etwas schon einmal bei ihm gesehen?«

»Nein!«

»Na bitte. Dieser Hass, diese starke Abwehr. Das ist nicht mehr menschlich, Maggy. Da wohnt jemand anderer in unserem Sohn, der ihn beherrscht.«

Margret Belmont wurde bei den Worten ihres Mannes noch bleicher, als sie es ohnehin schon war. »Meinst du das wirklich, Harry?«

»Es ist mein Ernst.«
Sie holte tief Luft. »Und was können wir tun? Sollen wir vielleicht die Polizei holen?«
Harry begann zu lachen. »Die Polizei? Du bist gut. Was meinst du, wie die reagieren, wenn sie hören, mit welch einer Sache wir zu ihnen kommen! Die stecken uns in die Klapsmühle. Das glaubt dir doch kein Mensch.«
»Ja, stimmt auch wieder. Aber was ist mit den Lehrern undden Klassenkameraden? Die müssen doch etwas bemerkt haben. Meinst du das nicht auch?«
»Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Möglicherweise stecken sie mit unserem Sohn unter einer Decke. Wir müssen mit allem rechnen, meine Liebe. Mit einem Eisberg, von dem wir durch Zufall oder Glück möglicherweise nur die Spitze entdeckt haben.«
»Kennst du denn einen Ausweg?«
Da war Harry zwar nicht überfragt, aber eine konkrete Antwort hatte er auch nicht parat. »Es ist so, Maggy, wir müssen uns an Bobby halten. Nur er kann uns die Lösung des Falles bringen. Er ist die einzige Spur, die wir haben.«
»Er wird dir nichts sagen.«
»Stimmt. Nur braucht er nicht gerade zu merken, dass wir ihm auf den Fersen sind. Oder zumindest ich.«
»Was hast du vor?«
»Ich werde ihn verfolgen.« Belmont grinste scharf. »Wie ein Detektiv die Leute beschattet, so werde ich mich an die Fersen meines Sohnes Bobby heften.«
Margret wusste zunächst nicht, was sie sagen sollte. Nach einer Weile erst fragte sie: »Und das willst du wirklich tun?«
»Siehst du eine andere Möglichkeit?«
»Nein, nein. Ich sehe überhaupt nichts. Ich habe das Gefühl, gar nicht mehr denken zu können. Das ist alles über mich gekommen wie ein Sturmwind. Ja, Bobby hatte sich in den letzten Tagen verändert, aber dass so etwas passieren würde, wer konnte damit schon rechnen?«
Margret war verzweifelt. Ihr Mann wusste jetzt, was er tun musste, ging auf sie zu und nahm sie in den Arm. Sacht strich er über das Haar seiner Ehefrau. »Es wird alles wieder gut werden, glaub mir. Wir packen es gemeinsam und holen Bobby aus den Klauen dieses anderen.«
Margret ließ sich Zeit mit einer Antwort. »Ich möchte dir so gern glauben, Harry, aber ich kann es nicht. Ich fühle, dass da eine starke Macht ist, die uns Bobby entreißen will. Etwas lauert hier, gegen das wir nicht ankommen.«
Harry war im Prinzip mit seiner Frau einer Meinung. Er gab es nur nicht zu, um sie nicht noch hoffnungsloser zu machen, als sie ohnehin

schon war.

Stattdessen drückte er sie zurück. »Ich muss jetzt gehen.«

»Wohin?«

»Zu Bobby!«

»Es hat keinen Sinn. Er wird dir kaum antworten und vielleicht sogar eingeschlafen sein.«

Da musste Harry Belmont lachen. »Bobby und eingeschlafen? Nein, meine Liebe, das stimmt nicht. Der Hass hält ihn wach und auch der Glaube an diesen verdammten Acron.«

Der Mann öffnete die Tür. Das Bad lag, wie auch die Schlafzimmer, im ersten Stock des Reihenhauses. In den Wohnraum führte eine ziemlich enge Holztreppe hinunter.

Auf der dritten Stufe von oben blieb der Mann stehen und lauschte. Von Bobby hörte er nichts. Er vernahm nur die Schritte seiner Frau hinter sich, hob die Hand und bedeutete ihr, zu schweigen.

Sie blieb stehen. Nach einigen Sekunden hielt sie es nicht mehr aus und fragte flüsternd: »Was ist denn los?«

»Ich höre nichts.«

»Er schläft sicherlich.«

»Das will ich genau sehen.« Harry Belmont schritt die Treppe hinab. Nein, an die Worte seiner Frau wollte er nicht glauben. Seine Hand schleifte über das Geländer, während er die Holzbohlen bei jedem Schritt nur mit den Zehenspitzen berührte.

Der Flur bildete nahe der Tür zum Wohnraum einen Winkel, der einen langen Schatten warf, sodass sich dieser wie ein breiter, schwarzer Geisterfinger in den Raum schob.

Dieser Schatten war symbolisch für alles, was der Familie in der letzten Stunde widerfahren war. Fremde Kräfte hatten nach ihnen gegriffen und sie in ihre Gewalt gebracht. Zudem fühlte sich der Mann mitschuldig an den Ereignissen.

Nach der letzten Stufe konnte er in den Wohnraum schauen. Sein Blick fiel direkt auf die Couch.

Sie war leer!

***

Harry Belmont schrie nicht, er fluchte nicht, er sagte überhaupt nichts. Er spürte nur den gewaltigen Druck im Magen, der auf ihm lastete wie ein schwerer Fluch.

Nur die innere Stimme wallte in ihm hoch, und die sagte ihm:

»Du hast es gewusst, zumindest geahnt. Dass er jetzt weg ist, trifft dich. Es ist deine Schuld.«

Wie ein Roboter ging er vor, blieb in der Tür stehen, sah die spaltbreit geöffnete Terrassentür und spürte erst jetzt den kühlen Wind, der in das Zimmer fuhr und über sein Gesicht strich.

Margret kam näher. »Was ist denn los?« hauchte sie.

»Er ist weg!« erwiderte Harry tonlos. »Unser Sohn hat sein Elternhaus verlassen, um Acron zu folgen. Er ist gegangen«, sagte der Mann mit zuckender und stotternder Stimme. »Furchtbar.«

Diesmal hatte sich Margret besser unter Kontrolle. »Und jetzt?« fragte sie leise.

»Ich habe keine Ahnung.«

Sie fasste ihren Mann an. »Aber du musst doch wissen, wo er hingegangen ist.«

»Vielleicht.«

»Dann geh hinter ihm her. Oder ich mache es, Harry. Kampflos gebe ich Bobby nicht her!«

Der Mann drehte sich langsam um. »Das sagst du, Maggy?«

»Ja, das sage ich. Irgendwann muss Schluss sein. Es gibt eine Grenze, auch bei mir. Die ist jetzt erreicht. Ich kann einfach nicht mehr anders, wenn du verstehst. Wir müssen etwas unternehmen. Wir können Bobby nicht den anderen überlassen.«

»Da hast du Recht.«

»Dann geh und hol ihn zurück!« Sie schob sich an ihrem Mann vorbei, ging in das Zimmer und hob das Kreuz vom Boden auf. Mit ihm in der vorgestreckten Hand ging sie wieder auf ihren Mann zu.

»Hier, das nimm mit! Dieses Kreuz wird ihn und dich vor dem Bösen bewahren. Ich habe nie etwas von Vampiren oder so gehalten, aber ich habe gehört, dass man sie mit einem Kreuz bekämpfen kann!«

Harry starrte seine Frau an, als wäre sie eine Fremde geworden.

»Lieber Himmel, so kenne ich dich nicht.«

»In jedem Menschen steckt eine große Kampfkraft, wenn es darum geht, sein eigen Fleisch und Blut zu retten. Bobby ist unser Kind, vergiss das nie! Und ich überlege, ob ich dich nicht begleiten soll!«

»Nein, du musst…«

»Ja, ich komme mit.« Margret nickte heftig, drehte sich um und holte ihren Mantel.

Auch Harry Belmont blieb nicht mehr stehen. Er schritt quer durch den Raum auf die offene Terrassentür zu und schaltete die Außenleuchte dort ein.

Ihr Licht reichte bis in den kleinen Garten, wo Margret mit sehr viel Sorgfalt ihre Beete und die darin wachsenden Blumen gepflegt hatte.

Darauf hatte aber Bobby keine Rücksicht genommen. Bei seiner Flucht war er quer durch die Beete gelaufen und hatte einen Teil der Blumen niedergetrampelt.

Diesmal konnte Harry dieser Zerstörung auch ein Gutes abgewinnen. So war ihm wenigstens die Richtung bekannt, in die der Junge gelaufen war. Wahrscheinlich hatte er einen Bogen geschlagen, um die Straße zu erreichen.

»Bist du so weit?« hörte er die Stimme seiner Frau.

»Dann hol den Wagen.«

Wieder wunderte sich der Mann über Margrets Aktivitäten. Sie kämpfte tatsächlich wie eine Löwin. Es ging um ihren Jungen, und da ließ sie nicht locker.

Harry schloss die Terrassentür. Seine Frau wartete bereits in der kleinen Diele, den Mantel hatte sie über die Schultern gehängt. Sie reichte ihm den Wagenschlüssel.

Die Familie fuhr einen Ford Escort. Die Größe reichte ihnengerade aus. Der Wagen parkte auf der Zufahrt zur Garage. Die Feuchtigkeit hatte eine matte Schicht auf die Karosse gelegt. Auch die Scheiben waren beschlagen. Tropfen hingen traurig an den Außenspiegeln.

Mit der Hand wischte Margret die Heckscheibe blank und stieg erst ein, nachdem ihr Mann den Wagen zurückgesetzt hatte.

»Wohin?« fragte sie.

»Ich fahre in Richtung Schule. Nur dort kann er sein. Alles geht von diesem verdammten Internat aus, da bin ich mir jetzt völlig sicher.«

Margret, die neben ihrem Mann saß, hatte die Hände in den Schoß gelegt. Sie waren zum Gebet gefaltet.

***

Bill warf sich nach rechts, ich in die entgegengesetzte Richtung.

Beide taten wir instinktiv das Richtige, nur waren wir zu langsam.

Vielleicht hatten wir auch die Breite des Netzes unterschätzt.

Ich lag auf dem Boden und versuchte, noch unter dem Netz hervorzukriechen, was mir nicht gelang. Neben mir hörte ich Bill fluchen. Ich warf einen Blick dorthin, wo die Gestalten um die Mulde herum gesessen hatten. Sie waren aufgesprungen, jagten auf uns zu, und ich sah, dass es keine Erwachsenen sein konnten.

Halbwüchsige, vielleicht noch Kinder, die heranjagten wie gefährliche Monster.

Das Netz war nicht so schwer, als dass ich es nicht hätte hochheben können. Leider war es sehr dicht. Hätte ich Zeit genug gehabt, wäre es mir bestimmt gelungen, mich von dem Netz zu befreien, so aber waren die anderen schneller. Ich wollte auch nicht schießen, um sie mir vom Leib zu halten, schließlich waren es Kinder oder Halbwüchsige. Plötzlich bildeten sie zwei Gruppen, und jede hatte sich einen Gegner ausgesucht.

Zu viert stürzten sie mir entgegen. Die anderen drei rannten an mir vorbei und nahmen Bill aufs Korn.

Ich hörte meinen Freund fluchen, als ich von den Körpern gleichzeitig angesprungen würde. Auf meiner Haut fühlte ich das dünne Netz. Als die Angreifer dagegendrückten, spannte es sich. So konnte ich meine Arme nicht heben, und dann warfen sie sich gegen

mich.

Der Aufprall riss mich von den Beinen. Auch wenn sie nicht so schwer und kräftig wie erwachsene Menschen waren, meine Chance war gleich null. Ich kippte nach hinten, und die Kinder brachen über mir zusammen wie eine gewaltige Woge.

Ich hörte sie sprechen, zischen und kreischen. Sie waren zu tobenden kleinen Bestien geworden, schlugen nach mir, sodass ich gezwungen war, mich zusammenzurollen, das Netz immer noch auf meinem Körper.

Ich empfing die ersten Tritte, hörte wieder meinen Freund Bill fluchen und biss die Zähne zusammen, als mir ein scharfer Schmerz über den Rücken fuhr, wo mich abermals ein Hieb erwischt hatte.

Das machte keinen Spaß mehr, und es war auch kein Spaß. Diese Kinder konnte man als Besessene bezeichnen, die unter dem Bann eines gefährlichen Dämons standen.

Sie schlugen weiter und schrien dabei Worte, die mir unter die Haut gingen. »Wir werden ihn Acron opfern. Er wird sein Blut schon nehmen. Und er wird leben. Ja, Acron. Er braucht das Blut!«

So ging es immer weiter, während ich versuchte, mich möglichst vor den Tritten und Schlägen zu schützen, was mir natürlich nur unzureichend gelang.

Am besten war es, wenn ich überhaupt keine Reaktion zeigte und mich nicht wehrte. Dann würden sie von allein aufhören.

Das geschah auch.

Als hätten sie einen geheimen Befehl erhalten, ließen sie plötzlich von mir ab. Aber sie verzogen sich nicht auf ihre ehemaligen Plätze, sondern blieben in meiner Nähe.

Im Gegensatz zu Bill war ich ruhig. Mein Freundbeschwerte sich ächzend. Keiner von uns hatte damit gerechnet, dass der Angriff von oben erfolgen würde, außerdem war da noch ein Pfiff erklungen. Wer ihn ausgestoßen hatte, wusste ich nicht. Es war keiner von denen gewesen, die am Trichter gesessen hatten. Mit dem Gesicht lag ich im Dreck. Die Erde war weich und feucht. Die Halbwüchsigen hatten mich überall getroffen. Es gab wohl kaum eine Stelle am Körper, die nicht schmerzte.

Einige der kleinen Gestalten bewegten sich. Ich hörte ihre Schritte und dann eine helle Stimme, die trotzdem scharf und irgendwie kalt klang. Unterschwellig hörte ich eine gewisse Gnadenlosigkeit heraus. »Wo hast du so lange gesteckt, Bobby?«

»Ich konnte nicht. Tut mir Leid, Peter.«

»Wieso konntest du nicht?«

»Mein Vater hat mich erwischt.«

»Und?«

»Er zeigte mir ein Kreuz!«

Peter kreischte. »Dieser Hundesohn. Aber nicht mehr lange. Bald ist es so weit. Dann stehen wir Acron gegenüber.«

»Ja, ja!« riefen die anderen. »Wir warten auf Acron.«

Die Burschen waren abgelenkt. Sehr vorsichtig bewegte ich meinen Kopf, der zum Glück am wenigsten abbekommen hatte, und schaute nach links. Ich sah sie außerhalb des Netzes. Ihre Kutten hatten eine dunkle Farbe. Das Licht in der Mulde war verloschen, sodass sich die kleinen Gestalten kaum vom Hintergrund abhoben.

Sie standen zusammen und sprachen miteinander. Diesmal flüsternd und wispernd. Worum sich das Thema drehte, konnte ich mir gut vorstellen, jedenfalls unterhielten sie sich über einen »Zeugen«, den sie nicht gebrauchen konnten.

Ich erschrak zutiefst. Wie tief mussten diese Jungen gesunken sein, dass sie schon so redeten? Dieser Acron musste sie voll und ganz unter seinem Bann halten.

Solange sie abgelenkt waren, konnte ich etwas unternehmen.

Über mir lag das Netz. Durch meine Bewegungenwar es mir gelungen, mich so weit zur Seite zu rollen, dass ich ziemlich an den Rand des Netzes geraten war.

Vielleicht war es nur eine Körperlänge entfernt. Diese Strecke musste ich einfach schaffen.

Auf meine blauen Flecken achtete ich dabei nicht, als ich mich schlangengleich in Richtung Netzrand hindrehte. Den Kopf hielt ich dabei so, dass ich die anderen erkennen konnte, die noch immer zusammenstanden und nichts taten.

Sie berieten, was sie mit uns anstellen sollten. Ich hatte Gelegenheit, die Distanz zu verkürzen. Über meinen Rücken schleiften die Maschen hinweg. Nach wenigen Sekunden schon lag der Netzrand zum Greifen nahe vor mir. Ich schöpfte neue Hoffnung, die in dem Augenblick zerbrach, als sich einer der Jungen umdrehte. Ich sah ihn nur noch als kreiselnden Schatten, hörte aber seinen wütenden Schrei, der die anderen alarmierte. Ehe die angreifen konnten, sprang er schon auf mich zu, hatte den rechten Fuß angehoben und wollte gegen meinen Kopf treten.

Ich war schneller.

Noch bevor mich der Schuh berührte, hatte ich den Knöchel umklammert. Dass sich zwischen ihm und meiner Hand noch die Netzfäden befanden, störte mich nicht weiter. Ich zog mit einem heftigen Ruck am Bein, hörte den Schrei und sah, wie der andere plötzlich waagerecht in der Luft schwebte.

Die anderen sahen dies, und nun zeigte sich, dass sie keine kalten Profis waren. Der Fall ihres Freundes hatte sie aus der Fassung gebracht, sodass ich Gelegenheit erhielt, meine Bemühungen fortzusetzen. Nur noch eine Armlänge brauchte ich unter dem Netz

zurückzulegen.
Das schaffte ich.
Sie kamen.
Und diesmal erwartete ich sie. Ich konterte mit mittelharten Schlägen. Sie wurden zurückgeworfen, überschlugen sich dabei, kamen wieder in die Höhe, und einen von ihnenschnappte ich mir. Es war der Einzige, der keinen Umhang trug.
Der Junge starrte mich hasserfüllt an. Sein blondes Haar leuchtete, auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der mich erschreckte, und er trampelte wild, während er schrie: »Hundesohn, lass mich los!«
Ich tat es nicht.
Aber die anderen rannten weg. Auch diejenigen, die sich bei Bill Conolly aufgehalten hatten, sodass nur noch der eine Junge, den ich festhielt, zurückblieb.
»Du nicht!« sagte ich.
Er zerrte, aber ich umklammerte sein Gelenk. »Jetzt wirst du mir einiges über euren Freund Acron erzählen, mein Junge!« Ich zog ihn zur Seite. Er stemmte sich ein, trampelte, und ich sah plötzlich einen Mann und eine Frau am Rand der Lichtung erscheinen.
Auch der Junge sah die beiden. »Verdammt!« stieß er hervor, und dann jagte ein fürchterlicher Schmerz durch meine Hand, da ich für einen Moment nicht aufgepasst hatte.
Zähne können verdammt scharf sein, und die hatte der Junge in mein Handgelenk geschlagen.
Ob ich wollte oder nicht, ich musste ihn loslassen, schaute für einen Moment auf meine Hand und sah dort den Abdruck seines Gebisses.
Der Junge hatte schon einen großen Vorsprung gewonnen, und er wurde auch von den beiden Neuankömmlingen gesehen. Die Frau war es, die plötzlich stehen blieb und verzweifelt rief: »Bobby, mein Junge! Bobby, bitte! Bleib stehen.«
Ich war gerührt und geschockt zugleich. In ihrer Stimme hatte eine so große Qual gelegen, dass es mir eiskalt den Rücken hinablief.
Der Junge aber kümmerte sich nicht um das Rufen seiner Mutter. Er rannte weiter und lachte die Frau noch gellend aus. »Acron. Ich gehöre zu Acron!« schrie er immer wieder.
Dann hatte ihn der dichte Wald verschluckt. Noch einmalechote sein Lachen als unheimlich klingendes Geräusch durch den finsteren Wald.
Ich machte mir Vorwürfe. Natürlich hätte ich ihn verfolgen können, aber es war alles zu schnell gegangen. Außerdem war der Wald sehr dunkel, und da hatte der andere alle Chancen, sich im dichten Unterholz zu verkriechen.
So blieb ich zurück, hörte schnelle Schritte und sah den Mann auf mich zurennen. Ich kannte ihn nicht, aber seine Haltung sagte genug aus. Anscheinend sah er in mir einen potenziellen Feind, der seinem

Sohn etwas Böses hatte antun wollen, und so stürmte er auf mich zu, als wollte er mich niederschlagen.

Schon holte er aus.

Es war ein weit aus der Schulter gezogener Schwinger, dem ich auswich. Im Gegenzug stellte ich dem Mann ein Bein. Er stürzte, kam hoch und starrte plötzlich in die Mündung meiner Beretta.

»Lassen Sie das, Mister!«

Er blieb unten. Die kleine Mündung glotzte ihn an wie ein drittes Auge. Der Mann stand noch unter Strom. Er knirschte mit den Zähnen, hatte die Hände zu Fäusten geballt, und ich hörte, wie die Frau etwas zu ihm sagte, wobei sie indirekt auch mich meinte.

»Keine Sorge, Harry! Wenn er ein Vampir ist, wird mein Kreuz ihn vernichten!«

Ich sah mich nicht um, musste aber trotz der Lage innerlich lachen. Für einen Vampir hatte mich noch nie jemand gehalten, da war ich mir völlig sicher.

»Kommen Sie ruhig näher!« rief ich zu der Frau hinüber. »Ich bin kein Vampir!«

Sie traute sich nicht so recht. Ich schielte zu ihr hin und erkannte, dass sie stockend auf uns zuging. Den rechten Arm hielt sie vorgestreckt. In der Hand trug sie tatsächlich ein Holzkreuz, und ihr Gesicht wirkte dabei angespannt und bleich.

»Ich bin kein Vampir, sondern Polizist!« erklärte ich.

Natürlich stieß ich auf Unglauben, bis ich mit der freien Hand in meine Tasche griff, den Ausweis hervorholte und ihn vor den am Boden knienden Mann fallen ließ. »Lesen Sie!«

Er nahm den Ausweis tatsächlich hoch, hielt ihn dicht vor seine Augen, las und nickte seiner Frau zu. »Er hat Recht, Maggy, er ist wirklich Polizist.«

Margret Belmont ließ erleichtert das Kreuz sinken. Ich steckte meine Beretta weg und merkte, dass sich das Netz an der anderen Seite bewegte.

Bill wollte darunter hervorkriechen.

»Einen Augenblick noch«, sagte ich zu den beiden Leuten und ging auf Bill Conolly zu. Ich half ihm bei seinen Bemühungen und musste ihn auf die Beine zerren, denn er hatte mehr abgekriegt als ich. Auf der Stirn war Haut aufgeplatzt. Am Hinterkopf »schmückte« ihn eine Beule.

»Mein lieber Schwan«, flüsterte der Reporter. »Ich bin doch richtig weggetreten.« Er presste seine Handfläche gegen den Kopf.

»Verdammt, John, das waren Kinder.«

»Ich weiß.«

»Das kann ich kaum glauben.«

»Vielleicht können uns die Eltern eine Antwort geben. Wir werden sie

fragen.«

Die Eltern zeigten sich bedrückt. Der Mann hatte seine Hand auf die Schultern der Frau gelegt und redete leise auf sie ein. Erst als wir vor ihnen standen, verstummte er.

Wir erfuhren, dass sie Margret und Harry Belmont hießen und einen Sohn namens Bobby hatten, der auf dem Internat zur Schule ging, aber des Abends nach Hause kam, um dort zu schlafen, denn die Schule war nicht weit vom Wohnort der Belmonts entfernt.

Dann erzählten sie uns ihre Geschichte, und ich musste zugeben, dass sie viel mitgemacht hatten. Sie konnten sich die Wandlung ihres Sohnes aber nicht erklären. – Ich fragte sie nach Acron.

»Er ist ein Vampir«, flüsterte der Mann.

»Den Sie noch nie gesehen haben?«

»Das stimmt, Sir.«

Was sollte man da sagen? Nichts oder nicht viel. Auch wir wussten nicht, wie alles zusammenhing, aber uns war klar, dass die Schule einiges damit zu tun haben musste.

Das meinten auch die Belmonts.

»Wir könnten hinfahren!«

Ich wollte auf Bills Vorschlag erst zustimmend nicken, dann fragte ich, was das wohl bringen würde.

»Beweise.«

»Glaube ich nicht. Und was sollen wir sagen, Bill?«

»Dass wir hier im Wald…«

Ich winkte ab. »Das hat keinen Sinn. Wenn wir hinfahren, müssten wir einen besseren Grund haben. Und weshalb sollen wir sie warnen? Wir werden uns das Internat morgen ansehen.«

»Was machen wir bis dahin?«

»Du kannst deine Wunden pflegen, Bill. Ich besichtige mal den Krater.«

Aus ihm war das Licht gedrungen, und um ihn hatten auch die sieben Gestalten gesessen.

Vorsichtig näherte ich mich dem Rand. Die anderen blieben zurück. Meine Schritte raschelten im alten Laub, und ich sah die Druckstellen im Boden, wo die Jungen gesessen hatten.

Zwischen zwei »Plätze« trat ich und blieb stehen. Mein Blick fiel in den Krater.

In einen völlig normalen, mit Laub, Zweigen und kleinen Ästen gefüllten Krater, der auch kein bläulich weißes Licht ausstrahlte.

Ich schaute zurück. Bill Conolly stand neben dem Ehepaar Belmont. »Hast du was entdeckt, John?«

»Nein.«

»Kein Licht oder so?«

»Nur Laub.«

Bill, gab nicht auf. »Wir sind doch nicht blind gewesen. Vielleicht ist das Licht darunter verborgen.«

»Das werde ich gleich wissen. Ich gehe nämlich hinein.«

»Aber gib Acht.«

Ich winkte ab, drehte mich und betrat den inneren Kraterrand.

Das rechte Bein hatte ich vorgesetzt, denn der Hang war ziemlich steil.

Dicht über dem Grund der Mulde ging es schließlich besser. Noch zwei Schritte, dann hatte ich es geschafft, blieb im Krater stehen, spürte aber unter mir ebenfalls nur weichen Boden.

Natürlich hatte ich keine Lust, das Laub mit den Händen wegzuräumen. Ein in der Mulde liegender Ast fiel mir auf. An seinem Ende zweigten mehrere dünne Holzarme ab, sodass er fast die Form eines Besens hatte.

Ich packte den Ast und schaufelte das Laub zur Seite. Nichts war da. Kein Glasboden, kein Licht, keine Lampe, kein Spiegel, nur der normale Untergrund.

Aber woher war das Leuchten gekommen?

Auf diese Frage konnte mir die Mulde keine Antwort geben. Ich wollte schon wieder gehen, als mir etwas auffiel. Zwischen dem aufgewirbelten Laub blinkte etwas. Zuerst dachte ich an eine Münze.

Ich bückte mich. Was es genau war, wusste ich auch nicht. Das konnte Kunststoff, aber auch Glas sein.

Ich kletterte wieder aus der Mulde, ging achselzuckend auf die Wartenden zu und sagte: »Nichts. Bis auf diese Kleinigkeit.«

»Welche?«

Ich holte das helle Plättchen hervor und reichte es herum.

Die Belmonts konnten damit nichts anfangen. Bill auch nicht. Nur bewies er Phantasie. »Sieht aus wie ein Chip, den man bei Computern verwendet.«

»Wenigstens hat er die Größe«, gab ich ihm teilweise Recht.

»Aber ich wüsste nicht, was das mit unserem Sohn zu tun haben sollte«, sagte Margret.

Ich ebenfalls nicht, und so schlug ich vor, von hier zu verschwinden.

»Also nicht zur Schule?« fragte mich Harry Belmont.

»Nein.«

»Fahren Sie denn wirklich morgen Früh hin?«

»Darauf können Sie sich verlassen. Noch wiegen wir die Burschen in Sicherheit. Bei Tageslicht sieht alles anders aus. Und auf diesen Acron bin ich besonders gespannt.«

»Wo übernachten Sie denn?«

»Ich kenne in der Nähe ein kleines Hotel«, antwortete Bill.

»Sonst hätten Sie auch bei uns schlafen können«, schlug die Frau vor.

Das wollten wir nicht, und so trennten wir uns, als wir unsere

Fahrzeuge erreicht hatten.
Wir ließen die anderen zuerst abfahren. »Willst du wirklich schon ins Bett?« fragte mich Bill.
»Nein.«
Er grinste. »Dann möchtest du dorthin, wo ich auch hinwill – oder?«
»Genau, Alter. Mich haben Internate bei Nacht schon immer gereizt. Ich habe es nur nie gesagt.«

***

Wir waren der Straße gefolgt, hatten das Schild gesehen, mussten abbiegen, einen Hügel hinauffahren und erreichten das Internat.
Es war ein alter Bau, das erkannten wir trotz der Finsternis. Vor ihm lief die Stichstraße in einem freien Platz aus. Kugellaternen standen dort. In ihrem Licht glänzte der Lack der abgestellten Wagen. Ich konnte meinen Bentley dort ebenfalls parken.
Als wir ausstiegen, hörten wir die leisen Schritte und ein Knurren.
Ein Hund näherte sich uns. Bill kümmerte sich um den Vierbeiner.
Er streichelte ihn, sodass er Vertrauen zu uns fasste und nicht bellte.
Wir hatten uns noch keinen Plan zurechtgelegt. Jedenfalls wollten wir so lange wie möglich unentdeckt bleiben. Um nicht aufzufallen, hatten wir auch das Ehepaar Belmontnicht nach den örtlichen Gegebenheiten des Internats gefragt.
Wir mussten uns selbst zurechtfinden.
Den normalen Eingang nahmen wir nicht. In diesen Häusern, auch wenn sie als Schulen eingerichtet waren, existierten immer Hintereingänge.
Kaum hatten wir den Schein der Laternen verlassen, als die Dunkelheit über uns zusammenfiel. Aus einer Hausnische vernahmen wir vertraute Geräusche.
Dazwischen ein Flüstern, und dann die Stimme des Mädchens, die sagte: »Mir ist kalt.«
»Gleich wird es dir schon heiß werden, Angie. Ich bin als Heißmacher bekannt.«
Das Mädchen kicherte. »Aber du kitzelst.«
»Nie.«
Wir hörten das laute, scharfe Atmen und auch wieder Angies Stimme. »Pass auf, der Knopf geht leicht ab.«
Ich legte einen Finger vor die Lippen und sah Bills Nicken. Dann ging ich näher an die Nische heran und schaute auf den Rücken des jungen Mannes, der mir den Anblick auf Angie nahm. Der Junge hatte sich vorgebeugt, er war voll beschäftigt, und es tat mir Leid, dass ich ihn gerade bei dieser Aufgabe stören musste, aber Dienst war Dienst.
Ich tat es sehr sacht und tippte ihm auf die Schulter. Er zuckte zusammen und stand wie festgenagelt auf dem Fleck.

Angie merkte dies. »Was ist? Weshalb bist du so steif?«
»Weil ich hier stehe«, sagte ich flüsternd.
Jetzt schrie Angie. Zum Glück nicht laut. Zudem dämpfte der vor ihr stehende Junge den Schall, aber ihn interessierte das Mädchen plötzlich nicht mehr, denn er fuhr herum und sah mich stehen.
»Sir, wir…«
Ich winkte ab. »Keine falschen Ausreden, ihr beiden. Auch ich will ehrlich sein, dann passiert nichts. Okay?«
Ein zögerndes »Ja« war die Antwort, während Angie hastig ihre Kleidung ordnete.
»Wir sind keine Lehrer«, sagte ich, »aber wir möchten in die Schule. Ihr könnt uns zeigen, wie wir ungesehen ins Haus gelangen.«
Der Junge bekam große Augen, das sah ich auch in der Dunkelheit. »Wollen Sie einbrechen?«
Natürlich war er misstrauisch geworden, und dem wollte ich vorbeugen. Mit der kleinen Lampe leuchtete ich meinen Ausweis an, den ich hervorgeholt hatte. Er las und war beruhigt.
»Scotland Yard?«
»Genau, aber das bleibt unter uns.«
»Sicher. Nur – was wollen Sie hier?«
»Ich möchte von dir wissen, wo ich Peter Wade finde, falls du ihn kennst.«
»Nein.«
»Aber ich«, meldete sich Angie. Sie drängte sich vor. Um die Schultern hatte sie einen Poncho gelegt. Ihr Gesicht konnte ich nur schwach erkennen. »Peter hat mir mal mein Fahrrad repariert.«
»Toll. Und wo schläft er?«
»Zusammen mit einigen anderen in der dritten Etage in dem großen Schlafsaal.«
Ich wunderte mich. »Gibt es das noch immer?«
»In der Regel nicht, aber diese Klasse wollte es. Die Jungen hängen zusammen. Sie bilden die große Clique.«
»Wie kommen wir dorthin?«
Der Junge nickte mir zu. »Sie können hinter uns hergehen. Ich habe jetzt keine Lust mehr.«
»Es kommen auch wieder wärmere Nächte«, meldete sich Bill aus dem Hintergrund.
Die beiden lösten sich aus der Nische. So leise wie möglich bewegten wir uns um das große Haus herum.
»Sind eigentlich noch mehr Schüler so wie ihr unterwegs?« erkundigte ich mich.
Angie kicherte. »Ja, aber die haben ihre Plätze im Wald. Wir eigentlich auch. Aber Hank war heute so wild.«
»Sei ruhig.« Dann wandte er sich an mich. »Wir müssen durch den

Heizungskeller.«
»Und zu dieser Tür hast du einen Schlüssel?«
»Nachgemacht«
Ich musste grinsen, auch Bill lachte, bevor er meinte: »Es hat sich zu früher nichts geändert.«
Da hatte er Recht.
Der Heizungskeller lag tiefer. Ein schmaler Weg führte zur Tür hinunter, die aus Metall bestand und feuerfest war. Hank legte einen Finger auf die Lippen und zückte den Nachschlüssel. Er hakte etwas, aber schnell ging es trotzdem. »Ich kann die Tür nicht ganz aufdrücken!« hauchte er. »Sie würde quietschen.«
»Okay«, sagte Bill.
Hinter mir schob er sich über die Schwelle. Ölgeruch empfing uns. Licht konnten wir nicht anknipsen, ich nahm meine Lampe in die Hand, doch auch das lehnte der Junge ab. Er ging voraus und führte uns sicher an den großen Maschinen und Kesseln vorbei, die leise summten und vibrierten. Die Tür zum eigentlichen Kellerflur hob sich als schwach abgezeichnetes Rechteck ab.
Sie war nicht verschlossen.
Hier unten war die Treppe noch schmal, weiter oben verbreiterte sie sich. Die beiden jungen Leute verabschiedeten sich. »Dritter Stock«, sagte der Junge noch.
»Danke.«
Bill seufzte. »Jung müsste man sein, da macht einem so etwas noch Spaß, sich heimlich zu treffen.«
»Und sich überraschen zu lassen.«
Der Reporter winkte ab. »Das gehört dazu.«
Wir kamen uns tatsächlich wie zwei Pennäler vor, als wir durch die Schule schlichen.
Im Keller brauchten wir nicht so aufzupassen, aber eine Etage höher wurde es schon kriminell. Wir hörten Schritte und entdeckten einen Mann im grauen Kittel, der die Halle hinter der Eingangstür durcheilte. Wir drückten uns gegendie Wand. Der Mann sah uns nicht. Er verschwand hinter einer Schwingtür.
Wir gingen weiter.
Rechts von uns lag die Treppe mit den breiten Stufen und dem wuchtigen Handlauf. Es war jetzt kurz nach 22.00 Uhr, trotzdem herrschte nicht die Ruhe, die eigentlich hätte sein müssen. Aus den Zimmern erklang ein Stimmenwirrwarr, irgendwo dudelte noch ein Radio, zwei Schüler prügelten sich, und einer rannte im Schlafanzug auf den Gang. Als er uns sah, blieb er erschreckt stehen und jagte schnell wie ein Wiesel ins Zimmer zurück.
In der dritten Etage war es ruhig. Hier lagen die Schlafräume der Älteren, aber ich hatte leider vergessen, nach der Zimmernummer zu

fragen. Und hier im Gang zweigten zahlreiche Türen ab.

Was tun?

Aus dem Waschraum hörte ich das leise Rauschen. Er musste besetzt sein. Als ich die Tür öffnete, sah ich den Jungen, der den Waschraum verlassen wollte.

Beide erschraken wir.

Ich beruhigte ihn schnell und fragte nach Peter Wade.

»Er schläft direkt hinter dieser Tür«, erklärte er und deutete nach rechts.

»Danke, und jetzt ins Bett.«

»Was wollen Sie denn von Peter?«

»Das sage ich ihm selbst.«

»Gehört das auch zum Spiel, Mister?«

»Welchem Spiel?«

»Das die bekommen haben. Lord Acron heißt es.«

»Was?« Ich fasste dem Jungen an die Schulter. »Was hast du gesagt? Acron?«

»Ja, das ist ein Spiel.«

»Und wie geht das?«

»Weiß ich nicht. Jedenfalls sind alle begeistert. Man muss da echt mitmachen.«

»Danke.«

»Nichts für ungut, Mister.«

Ich wartete, bis der Junge verschwunden war. Dann wandte ich mich an den Reporter. »Hast du gehört, was der Knabe erzählt hat?«

»Ja, Acron ist ein Spiel.«

Ich schaute auf Bills Blessuren. »Wenn man dich so ansieht, muss es ein gefährliches Spiel sein.«

»Keine Philosophie, Alter, ich will in den Schlaf räum.«

Da verlöschte das Licht. Es war genau halb elf. Zapfenstreich. Nur noch die Notbeleuchtung brannte. Das kam uns natürlich entgegen, wo wir uns sowieso schon wie Einbrecher fühlten.

Bill Conolly war schneller als ich und hatte schon seine rechte Hand auf die Klinke gelegt.

Ich warf noch einen Blick zurück in Richtung Treppenhaus. Der Flur lag im Halbdunkel. Von der Treppe her vernahm ich schwere Schritte. Dort musste ein Erwachsener kommen, der uns nicht unbedingt zu entdecken brauchte. Englische Internate haben ihre Regeln und Gesetze. Sie achten auf Tradition, in einigen gibt es noch die Prügelstrafe, und ich glaubte auch daran, dass mit dem Verlöschen des Flurlichts auch die Beleuchtung in den einzelnen Schlafräumen ausgegangen war.

Das bekamen wir bestätigt.

Als Bill die Tür öffnete, sahen wir zwar über ihr an der Wand einen

matten gelben Schein, ansonsten war der Raum in Finsternis gehüllt. Wir bewegten uns beide nur auf Zehenspitzen weiter. Ich war der Letzte und drückte die Tür vorsichtig ins Schloss.

Etwas Unnormales entdeckten wir nicht. Es roch nach Schlafraum. Ein typischer Geruch, der wohl überall auf der Welt gleich ist.

Drei Fenster gab es in dem Raum. Sie waren jeweils in vier Rechtecke unterteilt, wobei die oberen jeweils schräg standen, damit frische Luft hereinkam.

An der Tür blieben wir stehen, aber außerhalb des Lichtscheins.

Noch trauten wir uns nicht weiter und warteten ab, ob einer der Jungen unser Eindringen bemerkt hatte.

Das schien nicht so zu sein. Niemand rührte sich. Die Jungen blieben ruhig in ihren Betten liegen. Manche von ihnen hatten die Lippen geöffnet, andere schnarchten.

Bill schlich zu mir. »Als ob nichts gewesen wäre, liegen die hier und pennen. Die müssen ein verdammt gutes Gewissen haben. Ich jedenfalls hätte das nicht gekonnt.«

»Die Jugend ist heutzutage abgebrühter.«

Da nach unserem Eintreten einige Zeit vergangen war, hatten sich unsere Augen an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt.

Dieser Schlafsaal gehörte tatsächlich noch zu denen, wie man sie von alten Fotos oder Beschreibungen her kannte. Zwischen den Betten führte ein Gang zu einem der Fenster.

Einige Schüler hatten es besonders eilig mit dem Entkleiden gehabt. Ihre Sachen hatten sie kurzerhand in den Gang geschleudert, aber wir entdeckten nicht die Kutten.

Sie mussten versteckt worden sein.

Ich drehte Bill mein Gesicht zu. »Hast du auch eine Lampe dabei?«

»Die gleiche wie du.«

»Okay, teilen wir uns die Reihen. Du nimmst die rechte, ich die linke.«

Bill hatte nichts dagegen. Obwohl unsere Lampen nur dünne Lichtstreifen abgaben, gingen wir kein Risiko ein. Wir schirmten mit der Hand das meiste Licht ab. Wir konnten gerade so noch etwas erkennen. Von unserem Eindringen schien niemand etwas bemerkt zu haben.

Der gefilterte Schein glitt wie ein Hauch über die Bettlaken, wanderte immer höher und erfasste die Gesichter der schlafenden Jungen.

Entspannte Züge, keine hassverzerrten Masken mehr. Nichts unterschied sie von den anderen Kindern.

Ich entdeckte Wade, den Jungen, der keine Zeugen gebrauchen konnte. Auch er lag völlig entspannt in seinem Bett.

Sogar ein Lächeln umspielte seine Lippen. Aus dem offenen Mund

drang ruhig und gleichmäßig der Atem. Er hatte die Arme hochgenommen, sie dabei angewinkelt und die Hände neben den Kopf auf das Kissen gelegt.

Wie gesagt, ein völlig normaler Junge.

Ich ging weiter, erreichte das nächste Bett, es war das letzte in der Reihe. Auch hier entdeckte ich an dem schlafenden Jungen nichts Außergewöhnliches.

Bill hatte sich in dem gleichen Tempo bewegt wie ich. Vor dem Fenster trafen wir zusammen. Ich warf einen Blick durch die Scheibe. Der Himmel war düster. Dicke Wolkenberge verdeckten die Gestirne. Ein roter Punkt segelte lautlos in großen Höhen dahin.

Irgendein Flugzeug auf dem Flug nach London.

»Das war wohl nichts«, bemerkte mein Freund.

Ich konnte nicht widersprechen, wollte es aber nicht so recht glauben und schüttelte den Kopf. »Wie ist es möglich, dass die Halbwüchsigen einmal kleine Teufel sind und bald darauf wie Engel in den Betten liegen? Da stimmt einiges nicht.«

»Sollen wir wieder verschwinden?« fragte mich der Reporter.

»Und Acron?«

»Ist ein Spiel, das hast du ja gehört.«

»Aber ein verdammt teuflisches. Ich weiß nicht, Bill, irgendetwas stört mich daran. Ich würde mir gern das Spiel einmal näher ansehen.«

»Ich auch, aber hast du es hier gesehen?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Mir fiel wieder mein Fund ein. Ich griff in die Tasche und holte den Chip hervor. Er war sehr flach und von mittlerer Größe, kein Mikrochip also.

Auf dem Handteller ließ ich ihn liegen. Dabei bedeckte er ungefähr die Hälfte der Fläche.

Bill blickte ebenfalls darauf. »Meinst du, dass er des Rätsels Lösung ist?«

»Kann sein.«

»Aber was ist das für ein Ding?«

Ich stellte eine waghalsige Vermutung an. »Er könnte doch zu einem Spiel gehören. Es gibt diese elektronischen Spiele in Massen. Meinst du nicht auch?«

»Ja, ja, nur sehe ich keinen Sinn darin.«

»Ich auch noch nicht. Jedenfalls haben wir im Wald das Licht gesehen, und es muss in der Mulde seine Quelle gehabt haben. Vielleicht war es tatsächlich dieser Chip.«

Er lag noch immer auf meiner Hand. In der Dunkelheit glänzte er in einem milchigen Weiß. Ich hatte auch das Gefühl, als wäre er heller geworden.

Das konnte auch an der Dunkelheit hier liegen.

Unsere gesamte Unterhaltung war im Flüsterton geführt worden.

»John, wir erreichen hier nichts mehr. Ich würde vorschlagen, dass wir morgen früh noch einmal zurückkehren und gezielte Fragen stellen, was dieses Spiel betrifft. Einverstanden?«

»Okay, dann komm.«

Ich wollte gerade den Chip einstecken, als Bewegung in die Halbwüchsigen kam. Sie rollten sich alle herum und richteten sich auf.

Ohne uns abgesprochen zu haben, handelten wir gleichzeitig und traten vom Fenster weg. Jetzt standen wir wieder im Finstern und warteten ab.

Es war verrückt, aber mir kam der Vergleich mit Zombies in den Sinn, die von einer bösen Macht gesteuert wurden. So ähnlich reagierten die Schüler hier, als sie sich gleichzeitig hinsetzten.

In dieser Haltung blieben sie, als warteten sie wie auf den nächsten Befehl.

»Acron!« sagte einer.

Dieses leise Flüstern wehte durch den Raum, verklang, wurde wiederholt und jetzt auch von den anderen Jungen vernommen, die sich sofort darauf einstellten.

Der zweite sprach.

»Acron.«

Dann der dritte, der vierte, bis alle an der Reihe gewesen waren.

Eine kurze Pause folgte. Bill und ich spürten genau, dass sich hier etwas verändert hatte. Es war der Pesthauch des Bösen oder einer fremden Magie, der uns hier entgegenwehte. Ich merkte die Gänsehaut auf meinem Rücken. Meine Gesichtsmuskeln waren gespannt, die Lippen lagen hart aufeinander, aber noch tat sich nichts.

Ein Schrei folgte, der Bewegung in die hier versammelten Schüler brachte.

Plötzlich schwangen sie sich in verschiedenen Richtungen aus ihren Betten und standen auf.

»Das gibt es doch nicht!« hauchte Bill, dessen Hand sich seiner Waffe näherte.

Ich legte meine Finger auf sein Gelenk. »Lass es sein, Bill. Noch ist nichts geschehen.«

Aber es geschah etwas.

Nicht bei den Schülern, sondern bei mir. Noch immer hielt ich die Hand offen und den Arm halb ausgestreckt. Der Chip lag nach wie vor auf meiner Handfläche.

Und er strahlte plötzlich auf.

Ein leicht bläulich schimmerndes Licht, wie wir es bereits im Wald gesehen und erlebt hatten. Auch hier im Raum verteilte es sich, dass es jeden Winkel erhellte und trotzdem nicht blendete, denn irgendwie

schien dieses Licht aus hellen Schatten zu bestehen, eine andere Erklärung fiel mir dafür nicht ein. Ich verglich es mit dem Licht, das von den Sternen und Planeten abgegeben wurde.

In seinem Schein wirkten die acht Schüler – Bobby eingeschlossen, der als einziger keinen Schlafanzug trug – wie bleiche Gestalten, die soeben gestorben, aber dann aus ihren Särgen gestiegen waren.

Das Licht glitt über ihre Gestalten, gab ihnen ein unheimliches Aussehen, als wären sie von einem anderen Planeten auf unsere Welt gekommen, um hier das Leben der Menschen zu studieren.

Sie hatten sich im Gang aufgestellt, der breit genug war, um zwei Halbkreise aus Körpern bilden zu können.

Und sie starrten uns an.

Wir schauten zurück, sahen in ihre Gesichter und erkannten die blassen Lippen mit dem bläulichen Schimmer, die sie wie auf Kommando öffneten.

Im nächsten Augenblick sahen wir, mit wem wir es tatsächlich zu tun hatten.

Vor uns standen Schüler, die zu gefährlichen Vampiren geworden waren!

***

»O nein!«

Es war Bill, der diesen Laut ausgestoßen hatte und dabei den Kopf schüttelte. »Das darf doch nicht wahr sein. Verdammt, John, sag mir, dass ich träume.«

»Leider nein.«

»Dann ist das echt?«

Es war echt, das konnte auch ich erkennen. Ich hatte genug mit diesen verfluchten Blutsaugern zu tun gehabt, und nun wurde mir auch klar, weshalb dieser Bobby Belmont eine so große Furcht vor dem Kreuz seines Vaters gezeigt hatte.

Vampire hassen das Kreuz! Sie wissen genau, dass sie dieser »Waffe« nichts entgegensetzen können.

Auch diese hier…

Noch taten sie nichts. Sie standen da, wurden von einem unnatürlichen Licht gebadet, das der Chip auf meiner Hand abstrahlte. Und sie starrten uns aus leb- und blicklosen Augen an, als wollten sie uns bis auf den Grund der Seele schauen.

Ihre Gesichter hatten sich verändert. Bill Conolly sprach flüsternd das aus, was ich dachte und noch für mich behalten hatte. »Sieh dir ihre Gesichter an, John. Die sehen alt aus. Fast wie Greise.«

Bill hatte zwar ein wenig übertrieben, im Prinzip jedoch kam er der Wahrheit ziemlich nahe.

Mit den Kindern war eine Veränderung vorgegangen. Wir sahen nur

die äußerliche, ich war fest davon überzeugt, dass sie sich auch innerlich gewandelt hatten.

Vor uns standen junge Menschen, eingepackt in Schlafanzüge, aber mit Hass in den Augen, deren Pupillen vom blassbleichen Lichtschein nicht verschont geblieben waren und matt glänzten.

Dabei war ihre natürliche Farbe von diesem fremden Licht überstrahlt worden, sodass alle gleich aussahen.

»Vampire kann man durch geweihte Silberkugeln töten!« hauchte er. »Aber verdammt, John, bringst du es übers Herz, auf diese Jungen so einfach zu feuern?«

»Nein.«

»Ich auch nicht, ich habe auch selbst einen, John. Wenn ich daran denke, dass er sich in wenigen Jahren auch in dem Alter dieser Schüler befindet, wird mir ganz schlecht.« Der Reporter sprach mehr zu sich selbst. Er wollte sich einfach ablenken und dieses Grauen nicht wahrhaben.

Auf Vampir-Kinder schießen! Mussten wir das wirklich? Ich wollte nicht darüber nachdenken. Abwarten war in diesem Falle immer besser, als voreilig zu handeln.

Noch hatten sie sich kaum gerührt, aber sie blieben nicht mehr stehen. An ihrer Spitze hielt sich Peter Wade auf. Er war ihr Führer, auf ihn hörten sie, und sie sahen, wie er eine Hand hob, als Zeichen, sich in Bewegung zu setzen.

Sie kamen. Langsam, erinnerten an Puppen, die sprechen konnten.

Immer wieder flüsterten sie dieses eine Wort. »Acron! Acron! Acron!«

Dieser Begriff war für die Kinder eine Motivation. Acron hatte ihren Geist überspült und Besitz von ihnen ergriffen. Ein jeder von ihnen ballte die Hände zu Fäusten, und sie stießen uns, während sie ständig dieses eine Wort wiederholten, ihre Arme entgegen.

Acron war das Grauen, Acron war Gewalt, Acron leitete sie und wollte den Schrecken bringen.

»John«, sagte Bill neben mir. »Allmählich müssten wir etwas unternehmen. Findest du nicht auch?«

»Ja.«

»Was machst du?«

Er schielte mich an und sah, dass ich unter mein Hemd griff und das Kreuz hervorholte. Ich streifte mir die Kette über den Kopf.

Noch hatten die Schüler das Kreuz nicht gesehen, aber eine Sekunde später schon wurde es ihnen präsentiert.

Es stach aus meiner Faust hervor und sollte auf diese acht Veränderten so wirken wie ein Stoppschild auf den heranfahrenden Autofahrer.

Der Chip lag in meiner anderen Hand, die ich geschlossen hatte, aber er strahlte trotzdem hindurch, sodass sich das weiße Licht nicht

veränderte.

In diesen Strahl brachte ich meine Rechte und damit auch das geweihte Silberkreuz.

Und dann geschah etwas Großartiges!

Plötzlich vergrößerte sich mein Kreuz auf eine Art und Weise, die Bill und mich in Erstaunen versetzte. Noch nie hatte ich es so gewaltig gesehen, und es war auch nicht das eigentliche Kreuz, das sich so vergrößert hatte, sondern sein Schatten.

Er war in diesen unheimlichen Lichtstrahl hineingeraten. Die Perspektiven verschoben sich, und der Schatten fiel den acht Schülern entgegen. Er zeichnete sich sogar auf ihren Körpern ab.

Schatten können nicht drücken. Man kann sie nicht auf der Haut spüren, normalerweise jedenfalls.

Hier war es anders.

Das Licht wurde von dem Schatten meines Kreuzes regelrecht aufgesaugt, und die Schüler merkten, dass ihre Kraft, auf die sie alles gesetzt hatten, allmählich zurückfloss.

Sie veränderten sich.

Dabei wussten sie nicht, was mit ihnen geschah. Sie kamen mir vor wie Wesen, die jeglichen Halt und auch den Bezug zur Gegenwart verloren hatten.

Die ersten drehten sich auf der Stelle, stießen gegen ihre Mitschüler, trieben diese zur Seite. Bobby Belmont war es, der als Erster in ein Bett kippte und die Beine in die Höhe schleuderte. Dabei wimmerte er, als hätte man ihn geschlagen.

Den anderen erging es nicht besser. Es war der große Schatten meines Kreuzes, der die Bösartigkeit aus ihren Körpern saugte, sodass sie nicht mehr daran dachten, was sie eigentlich waren.

Vampire!

Sie fielen, wo sie standen. Noch zwei weitere hatten das Glück, in die Betten zu fallen.

Peter Wade wurde nicht verschont. Ich sah, wie er versuchte, einen Schritt auf mich zuzugehen, doch er schaffte es nicht mehr.

Das Böse wurde aus seinem Körper getrieben. Da er mir am nächsten stand und noch etwas Restlicht über dem Raum lag, konnte ich sein Gesicht erkennen.

Der Mund stand offen. Nur entdeckte ich keine Vampirzähne mehr in ihm. Dieser Junge war wieder völlig normal geworden, konnte sich auch kniend nicht mehr halten, kippte nach vorn und wurde von Bill aufgefangen, bevor er mit dem Gesicht zu Boden schlug.

Hatten wir es geschafft?

Mein Freund nahm Peter Wade wie ein kleines Kind auf die Arme und trug ihn zu seinem Bett. Als er ihn dort niederlegte, hatte ich mich bereits um die anderen gekümmert. Auch sie brachte ich zu

ihren Schlafplätzen und war froh, dass ein jeder von ihnen atmete und keiner unter der Kraft des Schattenkreuzes gestorben war.

Ich schaute in die Münder hinein, entdeckte aber bei keinem mehr die Vampirzähne. Ich lehnte mich aufatmend neben der Tür gegen die Wand. Wir hatten es überstanden. Keines dieser Kinder hatten wir töten müssen. Allein das zählte.

»Willst du noch bleiben?« fragte Bill. Er trat auf mich zu. Sein Gang wirkte schwerfällig.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Bill, nicht mehr. Hier wird nichts passieren.«

»Hoffentlich.«

Ein letztes Mal drehten wir noch die Runde. In jedes Bett warf ich einen Blick und sah schlafende Kinder. Keine Spuren hatte dieser geheimnisvolle Acron an ihnen hinterlassen. Die Schüler würden, so hoffte ich, dem neuen Tag entgegenschlummern.

Deshalb verließen wir den Schlafsaal. Im Flur atmeten wir tief durch.

In das Internat war Ruhe eingekehrt. Ich hoffte nur, dass am nächsten Tag, einem Samstag, auch unterrichtet wurde, denn mir brannten einige Fragen auf der Zunge.

Auf dem Weg, den wir gekommen waren, verschwanden wir auch wieder. Schon bald hatte uns der Heizungskeller verschluckt.

Durch die Hintertür gelangten wir ins Freie und atmeten dort tief durch.

Erst danach tauschten wir Gedanken aus. »Bist du jetzt schlauer geworden?« fragte Bill.

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Er malte mit der Fußspitze Kringel in den Boden. »Und du kannst mit dem Namen Acron wirklich nichts anfangen?«

»Nein, Bill.«

»Vielleicht eure Computer. Die Abteilung ist Tag und Nacht besetzt. Ruf doch mal an.«

»Die steinigen mich.«

Bill grinste schief. »Können die so weit werfen?«

»Lass uns gehen.«

Ungesehen erreichten wir den Silbergrauen. Bills Idee war nicht schlecht gewesen, und so rief ich beim Yard über Autotelefon an. Ich ließ mich mit der Fahndungsabteilung verbinden und mir den verantwortlichen Chef geben.

»Au, Sinclair, das gibt Ärger, wenn Sie mitten in der Nacht anklingeln. Wie eilig ist es denn diesmal?«

»Am besten bis vorgestern.«

»Dann schießen Sie mal los.«

»Nur ein Wort, Kollege. Acron. Prüfen Sie nach, ob Sie diesen Begriff gespeichert haben.«

»Mehr nicht?«
»Nein. Wann soll ich zurückrufen?«
»Sagen wir in einer halben Stunde.«
»Ich verkürze auf zwanzig Minuten.«
»Sklaventreiber, verdammter.« Damit war die Verbindung unterbrochen. Ich sah Bills Hand, die eine Zigarettenpackung hielt.
»Willst du eine?«
»Ja.«
Wir rauchten schweigend. Durch das zur Hälfte geöffnete Fenster an meiner Seite zogen die Wolken träge nach draußen. Jeder hing seinen Gedanken nach, die nur trübe sein konnten.
»John, wenn ich mir vorstelle, dass meinem Sohn mal so etwas passiert…«
»Um das zu verhindern, sind wir ja hier.«
»Stimmt auch. Und wo willst du schlafen? Ich meine, die Nacht ist noch lang.«
Wir hatten vorgehabt, in dieses relativ nahe gelegene kleine Hotel zu fahren. Das genau wollte ich nicht mehr und erwiderte grinsend:
»Weißt du eigentlich, dass dieser Bentley, über dessen Alter du dich immer so aufregst, auch Liegesitze hat?«
»Ach, wirklich?«
Ich drückte die Zigarette im Ascher aus. »In der Tat, mein Lieber. Deshalb würde ich vorschlagen, dass wir uns hier zur Ruhe legen. Ist ein Vorschlag, oder?«
»Das schon«, gab Bill mürrisch zu.
»Wenn es dir nicht passt, Alter, draußen ist es frisch. Du kannst dich mit Laub vom letzten Jahr zudecken, dir eine Höhle graben und Eichhörnchen spielen.«
»Danke, so viele Nüsse habe ich nicht.« Er lachte kurz. »Okay, John, bleiben wir hier.«
Noch ließ ich den Sitz in der normalen Stellung und holtestattdessen den Chip wieder hervor. Bill schaltete die Innenbeleuchtung ein. In ihrem Licht schauten wir uns den Gegenstand an.
»Fällt dir was auf?« fragte ich meinen Freund.
»Von der Form her hat er sich nicht verändert, doch irgendwie kommt er mir blasser vor. Dir nicht auch?«
Wenn ich genauer hinschaute, fiel es mir ebenfalls auf. Der Chip hatte sich in der vergangenen Stunde farblich verändert. Seine Oberfläche war tatsächlich matter geworden, und mir kam eine Idee. Ich holte mein Kreuz hervor, legte beide Dinge dicht nebeneinander und verglich sie.
Zuerst glaubte ich an eine Täuschung und wünschte sie mir sogar, aber es entsprach leider den Tatsachen, was ich sah. Nicht nur der Chip hatte sich verändert, die Farbe meines Kreuzes ebenfalls. Es war

dunkler geworden, und mir kam automatisch der Gedanke, dass Kreuz und Chip ihre Magien untereinander ausgetauscht hatten. Mein Kreuz hatte die Energie, die der Chip nicht mehr haben wollte, aufgefangen.

»Komisch«, sagte Bill. »Täusche ich mich, oder ist das Kreuz tatsächlich dunkler geworden?«

»Es ist dunkler.«

»Und wieso?«

»Liegt auf der Hand. Es hat einen Teil der Chip-Energie aufgesaugt. Es muss von ihm beeinflusst worden sein, und ich frage mich, ob man diesen Chip als dämonisch einstufen kann.«

»Und wenn?«

Ich bekam einen trockenen Hals vor der Antwort. »Dann könnte es dem Chip unter Umständen gelingen, die Kräfte des Kreuzes zu manipulieren.«

»Was für die Zukunft nichts Gutes bedeutet.«

»Stimmt genau, Bill.«

Während wir warteten, warf ich ab und zu einen Blick auf den Eingang des Internats. Die zu ihm hochführende Treppe wurde angestrahlt.

Das Telefon summte.

Sofort hob ich ab, presste den Hörer gegen mein Ohr und kam nicht dazu, mich zu melden, denn der Kollege von der Fahndung war schneller. »Genau zweiundzwanzig Minuten, Sinclair. Ist doch was.«

»Klar. Habt ihr etwas herausgefunden?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Der Begriff Acron ist bei uns nicht gespeichert worden. Es gibt wohl keinen Gesetzesbrecher, der sich dieses Namens bedient. Das mal vorweg. Aber wir haben nicht aufgegeben und weiter nachgeforscht. Einer der Kollegen, ein Science-Fiction-Fan, kam auf den Gedanken, dass Acron etwas mit dem Weltall und der Zukunft zu tun haben müsse, und in diese Richtung forschten wir weiter.«

»Habt ihr ein Ergebnis?«

»Kann sein, Sinclair. Acron ist, wie gesagt, ein Begriff aus der Science Fiction. Aber er ist noch mehr. Er ist gleichzeitig der geschützte Name eines Konzerns.«

»Wie?«

»Du kennst doch diese Multis, die sich mit Elektronik befassen. Dazu gehört Acron.«

Ich hätte mich am liebsten selbst in den Hintern gebissen. Klar, jetzt wusste ich es auch. Acron musste der Name des bekannten Medienkonzerns sein, der tatsächlich wie eine Dolchspitze in den Elektronik-Markt hineingestoßen war.

»Wisst ihr noch mehr?«

»Sie können ja mal fragen, Sinclair.«

»Stellt der Konzern auch Spiele her?«

»Unter anderem.«

»Danke, das wollte ich wissen. Ach so, eines noch. Wer hat sich an die Spitze gesetzt? Ich meine, wer führt ihn? Eine Einzelperson, ein Gremium oder…?«

»Das wissen wir nicht. Du müsstest uns mehr Zeit geben, dann finden wir es heraus.«

»Okay, versucht es. Ich rufe morgen noch einmal an.«

Bill Conolly hatte von unserer Unterhaltung das meiste mitbekommen. Jetzt lachte er auf. »Klar, ich kenne Acron. Das ist ein Konzern. Aber verdammt, ich hätte ihn nie mit diesen Vorgängen in Verbindung gebracht. Wie man sich doch irren kann.« Er dachte einen Moment nach. »Vielleicht sind wir auch einer falschen Spur aufgesessen.«

»Das glaube ich nicht. Als man mir sagte, dass das Spiel *Lord Acron* ebenfalls aus der Produktion dieses Konzerns stammt, war für mich alles klar. Da muss es einfach eine Verbindung geben, Bill.«

»Die wir aufdecken müssen.«

»Das auch.«

»Und wobei wir uns mit diesem Konzern anlegen.«

Ich hob die Schultern und verdrehte die Augen, bevor ich den Sitz zurückstellte.

»Aber so etwas sind wir ja gewohnt«, erklärte mein Freund, der sich ebenfalls ausstreckte.

Einschlafen konnten wir vorerst nicht. Der Fall lag über uns wie ein böser, gefährlicher Druck.

***

Als mich die durch die Wagenfenster strömende Helligkeit weckte und ich die Augen aufschlug, hatte ich das Gefühl, nur wenige Minuten geschlafen zu haben.

Ich fühlte mich wie gerädert. Meinem Freund Bill erging es nicht viel anders. Er erwachte Minuten nach mir, streckte sich und stöhnte, als hätte er mehrere Hiebe hintereinander eingesteckt.

Auch ich merkte jetzt die Schläge, die man mir verpasst hatte.

Blaue Flecken, Druckstellen, Muskeln, die schmerzten, wenn sie bewegt wurden; und der pelzige Geschmack im Mund sorgte nicht gerade dafür, dass wir uns an diesem Morgen wohl fühlten. Mir fehlte die obligatorische Dusche, doch auf sie musste ich leider verzichten.

Weder Bill noch ich verspürten Lust, uns im Baderaum der Schule zu duschen.

Dort war bereits das Leben erwacht. Wir hörten die lauten Stimmen der Kinder und die Schulglocke.

Ich warf einen Blick auf die Zeiger.

Genau sieben Uhr.

Fingen die jetzt schon mit dem Unterricht an? Das konnte ich mir kaum vorstellen. Nicht um diese Zeit. Vielleicht rief die Glocke die Schüler auch nur zum Frühstück. Lärm genug machten sie jedenfalls. Ihre lauten Rufe schallten bis zu uns.

Auch die breite Haustür wurde geöffnet. Der Pedell erschien. Es war der Hausmeister im grauen Kittel, den wir schon in der vergangenen Nacht gesehen hatten.

Er blieb vor der Tür auf dem Podest stehen und warf einen langen Blick ins Freie. Auch unseren Wagen musste er gesehen haben, denn er stutzte plötzlich und wirkte einen Moment später so, als wollte er uns einen Besuch abstatten.

Doch er überlegte es sich anders, drehte sich um und betrat wieder das Haus.

Dieser Mann hatte auf mich einen düsteren Eindruck gemacht. Es lag nicht allein an seinem Kittel, auch an seinen dunklen Haaren, die in die Stirn gekämmt waren.

Er schloss die Tür, als wollte er dafür sorgen, dass wir die Schule nicht betreten konnten.

»Was ist?« fragte Bill. »Sollen wir?«

»Ja, einen kleinen Waldlauf zum Frühstück starten. Danach wird ja wohl der Unterricht beginnen, wenn wir Glück haben.«

Der Reporter war nicht gerade begeistert, fügte sich meinem Wunsch, und wenig später waren wir unterwegs. Ohne Joggingschuhe machte das Laufen keinen richtigen Spaß. Bevor wir richtig auf Touren gekommen waren, brachen wir es schon wieder ab.

Beide schabten wir über unser Kinn, fühlten die Bartstoppeln und hätten uns gern rasiert. Auch auf diese Annehmlichkeit mussten wir verzichten, und so setzten wir unseren Plan endlich in die Tat um und schritten über die Treppe auf die Eingangstür zu.

Der Hausmeister hatte sie doch nicht wieder verschlossen. Wir öffneten sie und standen zum zweiten Mal in der großen, jetzt hellen Halle, durch deren breite Fenster das Tageslicht strömte.

Und es war etwas los.

Die Schüler mussten das Frühstück bereits hinter sich haben, denn sie tobten durch die Halle, die Flure und die Treppen hinauf.

Eine Glocke schrillte laut.

Wir kamen uns ein wenig verloren vor, bis wir einen Lehrer trafen, der einige Hefte unter dem Arm trug.

Bill trat ihm in den Weg. »Entschuldigen Sie, Sir, aber wir möchten gern in die Klasse, in der sich ein Junge namens Peter Wade befindet. Wer unterrichtet dort, und wo finden wir die Klasse?«

Der Lehrer schob seine Hornbrille höher und zeigte über die Schulter.

»Nehmen Sie den Gang, dann erreichen Sie den Anbau, in dem die einzelnen Klassenräume liegen. Über uns befinden sich nur die allgemeinen Räume.«

»Danke sehr.«

»Bitte, bitte!« Er eilte davon.

»Hast du es gehört?« fragte mich Bill.

»Klar, gehen wir.«

Wir schritten durch eine völlig normale Schule, in der sich die Kinder nicht anders benahmen als irgendwo in London oder Liverpool. Die Kleineren schrien, rannten, stießen sich gegenseitig an, hin und wieder auch um, und auch wir wurden angerempelt, wenn wir es nicht schafften, schnell genug auszuweichen. Die Türen der meisten Klassenräume standen offen. Kein Schüler saß auf seinem Platz.

Einige hockten, wenn sie sich schon in den Klassenzimmern aufhielten, auf den Tischen oder standen auf ihren Stühlen. Ruhig war auch niemand. Ein großes Chaos oder Durcheinander herrschte in jeder Klasse. Ich konnte sehen, dass auch heute noch mit feuchten Schwämmen geworfen wurde und dies nicht ein »Sport« meiner Jugendzeit gewesen war. Sobald die Lehrererschienen, wurde es ruhig. Manche Schüler standen auch als Wachtposten vor den Klassen und gaben Bescheid, sobald sie die Pauker entdeckt hatten.

Bei einem Schüler erkundigte ich mich nach der richtigen Klasse.

Es war bereits der nächste Raum auf der rechten Seite, und dessen Tür war geschlossen.

»Die werden sich freuen, wenn wir stören«, sagte Bill, bevor er zweimal anklopfte.

Einige Stimmen schrien »Come in!« Wir betraten den Klassenraum und sahen nicht nur die Augen der Schüler auf uns gerichtet, auch die Lehrerin blickte uns erstaunt an, bevor sie unseren Morgengruß ein wenig zaghaft erwiderte.

Die Lehrerin war ziemlich klein. Sie hatte halblanges, dunkelblondes Haar, das ein blasses, sehr schmales Gesicht umrahmte. Die Frau trug ein grünes, schlicht geschnittenes Kleid und lächelte uns zaghaft zu.

»Ich bin Jennifer Deylen. Kann ich etwas für Sie tun, Gentlemen? Oder waren Sie vielleicht angemeldet?«

»Nein, das waren wir nicht«, sagte Bill und zauberte sein Sonntagslächeln hervor. Er konnte das wesentlich besser als ich.

Dann stellte er uns vor.

Die Lehrerin zeigte sich irritiert. »Ihre Namen habe ich nie gehört. Ihre Kinder sind auch nicht in meiner Klasse.«

»Deshalb sind wir nicht hier«, erklärte ich.

»Und wieso?«

»Wir möchten mit einigen Ihrer Schüler reden, Miss Deylen.«

Das schmale Gesicht der Lehrerin wurde ernst. »Haben sie etwas

ausgefressen?«

»Wie man’s nimmt«, erwiderte Bill. »Bitte, wenn Sie uns einen Gefallen tun würden, halten Sie sich am besten ein wenig zurück.«

»Nein!« Plötzlich widersprach sie. »Das empfinde ich als unverschämt. Sie platzen hier in meine Schulstunde, unterbrechen den Unterricht, stellen Forderungen, die ich nicht akzeptieren kann.«

»Bitte, Miss Deylen, einen Augenblick.« Ich war vorgetreten und zeigte ihr meinen Ausweis.

Sie las und schwieg.

Die Schüler sagten nichts. Kreuzbrav saßen sie auf ihren Stühlen.

So jedenfalls hatte man früher die Schüler hingesetzt. Ein jeder wartete darauf, wie es weitergehen würde.

Die Lehrerin nickte. »Wenn Sie von der – ich meine, weiß der Rektor von Ihrem Besuch?«

»Noch nicht.«

Sie sah mich direkt an und musste dabei ihren Kopf in den Nacken legen, weil sie so klein war. »Dann muss ich ihn informieren, Mr. Sinclair.« Nervös bewegten sich ihre Hände.

»Warten Sie noch einen Moment. Hören Sie sich erst an, was wir zu sagen haben.«

»Es geht aber um die Kinder?«

»Das ist korrekt.«

»Haben Sie vielleicht etwas angestellt, dass Sie auf diese Weise reagieren und zu uns…?«

»Es wird sich herausstellen.«

Jennifer Deylen atmete tief ein und hob ihre schmalen Schultern.

»Bitte, ich kann Sie nicht daran hindern, Ihre Pflicht zu tun. Aber rechnen Sie damit, dass ich mich an meine Vorschriften halten werde.«

»Das ist Ihr gutes Recht!«

Ich wandte mich jetzt an die Kinder. Bill Conolly wollte mich reden lassen. Er war wieder bis in die Nähe der Tür zurückgegangen und hatte sich dort an die Wand gelehnt. Seine Haltung strömte Ruhe aus, doch ich wusste, dass Bill auf dem Sprung stand, um notfalls eingreifen zu können.

Schon beim Eintritt war ich erstaunt gewesen, dass es sich bei dieser Klasse um eine gemischte handelte. Also Jungen und Mädchen zusammen.

Die meisten Gesichter kannte ich nicht. Aber es waren diejenigen dabei, die wir in der Nacht im Schlafraum besucht hatten. Auch Peter Wade entdeckte ich. Er saß in der zweiten Reihe und trug einen roten Pullover mit dem Buchstaben Yauf der Brust. Nichts in seinem Gesicht zeugte davon, dass er uns erkannt hatte.

Allmählich werden die Kinder unruhig. Ich merkte, dass ich etwas

sagen musste, und stellte mich vor. »Ich bin Polizeibeamter, und mein Name ist John Sinclair. An der Tür dort steht mein Freund Bill Conolly, und wir beide sind sicher, dass einige von euch uns kennen werden. Oder?«

Nach dieser Frage wurde es lauter. Die Halbwüchsigen sahen sich an. Die Mädchen unter ihnen begannen zu flüstern. Sie stießen ihre Nachbarn an, und ein Mädchen mit dunklen Lockenhaaren hob die rechte Hand. »Nein, ich kenne Sie nicht, Sir.«

Sofort schüttelten auch andere die Köpfe, und die acht aus dem Wald befanden sich ebenfalls darunter.

Das wollte ich nicht hinnehmen. Ich wandte mich nicht an Bobby Belmont, der ziemlich weit hinten saß, sondern an den in der zweiten Reihe hockenden Peter Wade. »Du müsstest mich kennen.«

Er deutete auf seine Brust. »Ich?«

»Ja, Peter Wade.«

»Nein.«

Ich lächelte und holte tief Luft. »Wir reden später weiter.« Dann fragte ich Bobby: »Wie ist es mit dir, Bobby Belmont? Kennst du mich nicht?«

»Woher denn?«

»Ich habe dich gestern im Wald gesehen. Es war schon dunkel. Deine Eltern haben versucht, dich zurückzuholen. Einige deiner Klassenkameraden waren auch dabei.«

Vorn drehte sich Peter um. »Hör mal, Bobby, der Bulle will uns was erzählen.«

»Ich war in keinem Wald!« behauptete Bobby.

»Und ich auch nicht!« erklärte Peter.

Bill mischte sich ein. Er ging an der Fensterreihe entlang, wo ein Poster hing, auf dem ein Skelett abgebildet war. Jeden Einzelnen, der uns im Wald überfallen hatte, pickte sich der Reporter heraus.

»Du warst da. Du und auch du.«

»Nein, Sir!«

Alle widersprachen heftig. Sehr schnell entstand ein Tumult, und die Lehrerin mischte sich ein. Nachdem ihre Worte nichts bewirkt hatten, nahm sie einen Zeigestock und schlug damit heftig auf das Pult. Sofort wurde es ruhiger.

»Ich möchte, dass ihr jetzt still seid. Es wird sich alles aufklären, und sicherlich in eurem Sinne.«

»Mal sehen«, meldete sich einer aus der letzten Reihe. »Sonst holen wir den Boss.«

»Den Mirror?« fragte ein Mädchen.

Andere lachten. Miss Deylen schlug noch einmal mit dem Stock auf das Pult. Endlich wurde es still.

Ich hatte mir in der Zwischenzeit die Gesichter der Schüler genau

angesehen und bei ihnen keine Veränderung erlebt. Glatt und ausdruckslos waren sie. So wie immer. Nichts in ihnen wies darauf hin, dass es sich bei diesen jungen Menschen um Vampire handelte. Es waren normale Schüler, aber ich wusste auch, dass wir keinen Traum erlebt hatten und die Vorgänge in der letzten Nacht verdammt real gewesen waren.

Vampire sind Geschöpfe der Nacht. Am Tag ruhen sie. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erwachen sie aus ihrem tiefen Schlaf, den sie zumeist in den Särgen verbringen. Sollten diese Halbwüchsigen tatsächlich Vampire sein, so verhielten sie sich nicht so, wie es das alte Muster vorschrieb. Sie gingen am Tage einer völlig normalen Beschäftigung nach, und das irritierte mich besonders.

Ich dachte an den Chip, der in meiner Jackentasche steckte. Wenn keiner etwas zugeben wollte, würde ich ihn hervorholen und eine Reaktion abwarten.

Zunächst aber redete Jenny Deylen, die Lehrerin. »Also, Kinder. Ihr habt gehört, was der Oberinspektor behauptet. Wer von euch war in der letzten Nacht draußen und hat sich im Wald herumgetrieben?«

Sie erhielt keine Antwort. Ein nahezu verbissenes Schweigen legte sich über den Klassenraum.

»Gut.« Sie nickte. »Ich möchte es anders anfangen.« Einen Moment dachte sie nach und sagte dann: »Solltet ihr nichts Ungesetzliches getan haben, wird auch keiner von euch bestraft, das verspreche ich. Ich persönlich werde mich für euch einsetzen, dass euch nichts geschieht. Keine Benachrichtigung an die Eltern, kein Verweis. Ist das ein Angebot? Deshalb frage ich noch einmal: Wer hat in der letzten Nacht die Schule verlassen und sich im nahen Wald herumgetrieben?«

Diesmal erhielt sie eine Antwort. Von einem Mädchen in der vierten Reihe. Es stand sogar auf. »Wir waren alle im Haus, Miss Deylen. Glauben Sie uns. Ich habe noch mit einigen zusammengesessen und gelesen.«

»Auch mit den von meinem Kollegen erwähnten Jungen?«

Das Mädchen schaute mich an. Von den Ohren hingen kleine Zöpfe, die sich bewegten, als sie den Kopf schüttelte und sich langsam hinsetzte.

»Also nicht«, stellte ich fest.

Miss Deylen drehte sich mir zu. »Mr. Sinclair, ich kann nicht mehr tun, als die Schüler zu fragen. Ich kenne die Klasse jetzt einige Jahre und weiß auch, dass sie nicht gerade die friedlichste auf der Schule ist. Das bringt die Pubertät halt so mit sich. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich den Kindern glaube. Wenn ich so intensiv frage und keine Antworten erhalte, haben die Schüler Recht.«

»Das würde bedeuten«, nahm ich den Faden wieder auf, »dass Sie uns einen Irrtum unterstellen.«

»So ist es.«

»Aber wir haben uns nicht geirrt«, meldete sich Bill, der wieder seinen Platz an der Tür eingenommen hatte. »Wir sehen ziemlich zerzaust aus, wenn Sie uns betrachten. Das hat seinen Grund. Es sind die Spuren der Schülerfäuste, die sich in meinem Gesicht abzeichnen. Das sollten Sie sich merken.«

Jenny Deylen verteidigte ihre Klasse. »Aber wenn sie nicht im Wald gewesen sind.«

»Dann lügen sie«, sagte Bill hart.

Die Lehrerin war in diesen Augenblicken überfordert. Sie wusste nicht, was sie unternehmen sollte. Mit den Schneidezähnen berührte sie ihre Unterlippe und nickte schließlich. »Gut, wenn Sie bei Ihrer Behauptung bleiben, gibt es für mich nur eine Möglichkeit. Ich werde den Schulleiter informieren.«

»Warten Sie damit noch einen Moment«, bat ich die Frau in einem versöhnlich klingenden Tonfall. »Ich möchte noch einen letzten Versuch starten. Ja?«

»Bitte«, erwiderte sie spitz.

Ich nickte ihr dezent zu, während meine rechte Hand bereits in der Tasche verschwunden war und den geheimnisvollen Chip umklammert hielt, der dort steckte.

Ich holte ihn nur sehr langsam hervor, blickte auch nicht auf die Tasche, sondern nach vorn in die erwartungsvoll angespannten Gesichter der Schüler, die noch alles so furchtbar aufregend fanden.

Niemand sagte etwas. Nur unser Atem war zu hören.

Mein Blick fiel auf den in der zweiten Reihe sitzenden Peter Wade. Hatte er vielleicht etwas bemerkt, fühlte er etwas? Benahm er sich nicht auch anders?

Doch Peter, den ich als Anführer der Gruppe einstufte, zeigte eine ebensolche Gleichgültigkeit wie auch die anderen Schüler.

Der Chip befand sich in meiner Faust. Ich streckte den Arm vor und öffnete die Hand.

Jetzt lag er frei auf der Fläche.

In den folgenden Sekunden geschah nichts. Bis jemand in der letzten Reihe aufstand.

Diese Bewegung hatte Signalwirkung, denn auch andere erhoben sich von ihren Plätzen.

Sie sahen mich, meine Hand – und den Chip!

Und plötzlich geschah es.

Der Chip reagierte, und Peter Wade stieß einen gellenden Schrei aus.

***

Shao lächelte ihren Partner über den Frühstückstisch hinweg an:

»Du bist hier, wir haben Samstag, und John Sinclair ist mal wieder

unterwegs. So muss das sein.«

Suko schaute von seiner Teetasse hoch. »Wieso?«

»Das finde ich. Er ist Junggeselle. Um Wochenendfälle kann er sich kümmern.«

»Du vergisst Bill.«

Shaos Hand, die nach der Teekanne hatte greifen wollen, blieb auf dem Griff liegen, ohne die Kanne in die Höhe zu heben. »Wieso erwähnst du ihn? Was meinst du damit?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein.«

Suko lehnte sich zurück. Dabei rutschte die Zeitung von seinen Knien und fiel zu Boden. »Das ist ganz einfach. Bill Conolly ist mit zu diesem Internat gefahren.«

»Dann ist Sheila ja allein.«

»So kann man es sehen.«

»Hm.« Shao überlegte, während Suko den letzten Rest Ei aus der Schale holte. Er wusste genau, dass hinter der schmalen Stirn seiner Freundin die Gedanken verrückt spielten, sie nach irgendetwas suchte und plötzlich zu einem Ergebnis gekommen war. »Ich hab's.«

»Und was?«

»Wenn Bill weg ist, können wir ja Sheila einladen. Dann ist sie nicht so allein am Abend. Außerdem sind wir ihr das schuldig. Sie hat uns oft genug eingeladen.«

»Wer weiß, ob sie überhaupt Zeit hat.«

»Das können wir feststellen, nicht wahr.« Shao rückte ihren Stuhl zurück. »Und zwar gleich.«

Suko kam mit einem Einspruch. »Meinst du nicht, dass es noch etwas zu früh für einen Anruf ist?«

»Wieso? Die Conollys haben einen Sohn. Glaubst du denn, dass Johnny seine Mutter bis zum Mittag schlafen lässt?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Na bitte.« Wenn Shao etwas wollte, ließ sie sich auch durch Geld und gute Worte nicht davon abbringen. Indiesem Fall musste sie den Anruf bei den Conollys zunächst zurückstellen, weil sich der Apparat in dem Augenblick meldete, als sie den Hörer abnehmen wollte.

»Wer kann das denn sein?« fragte sie.

»Vielleicht Sheila, die die gleiche Idee gehabt hat wie du«, erwiderte Suko ein wenig brummig. Er ärgerte sich darüber, dass er zu Hause saß, während John und Bill auf »Tour« waren. »Aber wenn du abhebst, wirst du es wissen.«

»So schlau bin ich auch.« Shao schüttelte den Kopf. Sie konnte die miese Laune ihres Partners nicht verstehen. Ihre Stimme klang locker, als sie sich meldete. Suko, der sie beobachtete, sah, dass sich ihr Gesicht plötzlich verzog. Da war wohl nicht Sheila Conolly am

anderen Ende der Leitung. »Für dich, Suko.«

»Und wer?«

Shao holte tief Luft, während sie Suko den Hörer reichte. »Wer kann das schon sein? Deine Firma. Hast du mir doch etwas verschwiegen?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Er klemmte den Hörer zwischen Schulter und Kinn. »Ja, was ist denn?«

Es war ein Kollege aus der Fahndungsabteilung. »Wir wollten Sie nur über einiges informieren. Leider haben wir John Sinclair nicht erreicht. Da Sie beide zusammenarbeiten…«

»Kommen Sie bitte zur Sache!«

»Okay, es ist Folgendes: Ihr Kollege hat uns über Acron etwas gefragt. Wir konnten ihm nur sagen, dass es ein Konzern der Elektronik und Unterhaltungsbranche ist. Wir forschten weiter nach und stellten fest, dass es einige Ungereimtheiten gegeben hat. Der Konzern selbst scheint gesund zu sein, nur zwei seiner Topmanager sind unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen.«

»Ach. Kennen Sie Details?«

»Nein. Nur nimmt man an, dass es kein normaler Tod war.«

»Wer hat denn die Fälle bearbeitet?«

»Wir nicht. Ich glaube, da hat der Geheimdienst mitgemischt. Das war alles. Wenn die Leute mehr wissen, sagen sie es uns nicht und halten sich bedeckt.«

»Gut, ich bedanke mich und werde es John ausrichten.«

»All right.«

Suko war sehr nachdenklich, als er den Hörer wieder auf den Apparat drapierte.

»Ärger?« fragte Shao.

Der Inspektor hob die Schultern. »Es hält sich in Grenzen, aber ich merke, dass da etwas auf uns zukommt.«

»Auch an diesem Samstag?«

Suko lächelte schmal. »Wenn du unbedingt Sheila sehen willst, ich hindere dich nicht daran. Ich glaube nämlich, dass John von mir mit einigen Infos versorgt werden muss.«

»Du weißt doch nicht, wo er steckt.«

»Das lässt sich herausfinden. Außerdem hat sein Wagen Telefon. Acron«, murmelte Suko. »Was kann das wieder sein, und weshalb sind die beiden Spitzenmanager umgekommen? Jedenfalls werden Sie Nachfolger haben, und denen werde ich einen Besuch abstatten.«

»Heute noch?«

»Nein, aber ich kann gewisse Vorbereitungen treffen.«

»Meinen Segen hast du!« stöhnte die Chinesin. »Wenn du dir unbedingt den Samstag verderben willst, bitte. Ich hindere dich nicht mehr daran.«

***

Ich erlebte die Grausamkeit eines schrecklich langen Augenblicks.

Dabei hatte ich das Gefühl, an einer Schwelle zu stehen und diese nicht überschreiten zu können. Eine andere Macht übte Einfluss auf meine Reaktionen aus.

Das war der Chip!

Was folgte, war unwahrscheinlich und unfassbar für mich, denn der Chip in meiner Hand verlor an Temperatur. Er glich immer mehr einem kleinen Stück Eis, das nicht schmelzen konnte, auch nicht durch die Körperwärme meiner Haut.

Gleichzeitig zog es etwas zu sich heran, das man als! Energie bezeichnen konnte. Ich hatte dafür einen anderen Namen.

Licht!

In der Klasse wurde es dunkel. Es war eine ungewöhnliche Finsternis. Kalt und grau, nicht völlig schwarz, sodass ich noch etwas erkennen konnte.

Die Temperatur sank ebenfalls. Kälte überdeckte die wärmere Heizungsluft. Sie umkrallte uns, aber unser Atem wurde vor den Lippen nicht sichtbar. Allmählich verschwammen die Schüler vor meinen Augen. Die Körper lösten sich nicht auf, nach wie vor erkannte ich sie, aber sie glichen erstarrten Schattenwesen.

Das alles geschah so lange ohne einen Laut, bis die flüsternde Stimme des Peter Wade die Stille unterbrach. »Er hat Acron. Er muss Lord Acron kennen ge…«

Und genau dies bewies mir, dass die Jungen doch etwas mit dieser Sache zu tun hatten. Ob es sich bei den Mädchen ebenso verhielt, wusste ich nicht, jedenfalls rührten sie sich nicht von ihren Plätzen.

Ich hörte die Lehrerin scharf atmen. Auch sie musste dieses Erlebnis zum ersten Mal spüren und konnte sich nicht entscheiden, wie sie reagieren sollte.

Sie flüsterte Worte, die ich nicht verstand. Bill sagte etwas Beruhigendes zu ihr, und ich kam mir vor wie in einer kalten Zelle. Über die zeitliche Länge des Vorgangs dachte ich nicht genau nach. Das konnte höchstens eine Minute gedauert haben, und der Chip auf meiner Hand leuchtete wie ein blankes Stück Metall.

Die Schüler saßen in ihren Bänken. Sie sprachen nicht miteinander. Auch mich ließ man in Ruhe, aber es ging weiter. Das Grauen war nicht nur da, es nahm noch zu.

Ich wurde das Gefühl nicht los, dass es mittlerweile Gestalt annahm. Es trat aus dem Verborgenen heraus und konzentrierte sich auf die Schüler und deren Gesichter.

Sie hoben sich aus der kalten, grauschwarzen Dunkelheit wesentlich stärker ab, wobei ihre Körper mit der Finsternis verschwammen und nur die Köpfe so aussehen ließen, dass ich sie erkennen konnte.

Gesichter von Kindern.

Im Alter vielleicht zwischen zwölf und vierzehn Jahren. Kinder, die noch lernen wollten und mussten, die ihre Schwierigkeiten hatten wie jeder normale Heranwachsende, die aber trotzdem anders waren.

Denn die Blässe ihrer Gesichter deutete auf etwas Schlimmes hin, über das ich nicht nachdenken wollte, es jedoch akzeptieren musste.

Diese Gesichter kannte ich.

In alten Grüften, hinter düsteren Schlossmauern oder in wuchtigen Steinsärgen hatte ich solche Gesichter schon gesehen, wenn sie sich fratzenhaft verzerrten und sich dem bleichen Licht des Mondes zuwandten.

So war es auch hier.

Nur schauten diese Schüler auf den Chip in meiner Hand, und ihre Lippen bewegten sich.

Als hätten die Schüler einen gemeinsamen Befehl erhalten, öffneten sie ihre Münder.

Wir alle sahen es, aber weder Bill noch Jenny Deylen sagten ein Wort.

Auch ich schwieg.

Meine Kehle war zu, denn ich starrte auf einen Wirklichkeit gewordenen Albtraum. Die Schüler vor mir waren zu Vampiren geworden, und ich hatte dafür gesorgt.

***

Es war nicht zu fassen. Ich wollte es aus einer inneren Abwehr heraus nicht akzeptieren, doch ich musste mich leider mit diesen Tatsachen abfinden.

Die Schüler waren zu Blutsaugern geworden!

Vampire, diese schon alte Monsterart, sind gefährlich. Sie saugen Blut, um sich zu ernähren. Die Menschen hatten immer versucht, sich gegen diese Wesen zu wappnen.

Da gab es die Kreuze, die für Vampire tödlich waren. Ähnliche Wirkungen zeigten Eichenpflock und geweihte Silberkugeln. Knoblauch konnte sie ebenfalls umbringen. Das alles war mir bekannt, und ich trug sogar die entsprechenden Waffen bei mir, um mir die Blutsauger vom Hals zu schaffen, aber es war für mich unmöglich, auf sie zu schießen. Das gab es einfach nicht, da bestand eine Hemmschwelle, die ich nicht überwinden konnte. Vor mir saßen zwar Blutsauger, aber es waren Kinder, keine Erwachsenen. Halbwüchsige, die unter einem teuflischen Bann standen und wahrscheinlich darauf aus waren, das Blut der Menschen auszusaugen.

Nein, ich zog meine Waffe nicht, dafür sah ich mir die Gesichter an.

Peter Wade saß in der zweiten Reihe. Sein offener Mund wirkte wie eingefroren. Kleine, spitze Eckzähne ragten aus dem oberen Kiefer wie winzige, gelblich schimmernde Messer, die mit Leichtigkeit durch die

straff gespannte Haut eines menschlichen Halses dringen konnten, um den kostbaren Lebenssaft aus den Adern zu saugen.

Jedes Kind war erwischt worden.

Auch Bobby Belmont und die Mädchen, die in seiner Nähe saßen.

Die gesamte Klasse hielt der Vampirkeim gepackt. Über die Folgen wollte ich nicht weiter nachdenken. Dass wir etwas tun mussten, lag auf der Hand, und ich spürte die Hand meines Freundes Bill auf der Schulter, bevor ich seine Stimme vernahm.

»John, wir müssen hier weg!«

»Und die Kinder?«

»Lassen wir hier.«

Wir hörten die Lehrerin sprechen. Ich sah ihren Schatten, als sie sich auf die erste Bankreihe zubewegte, hielt sie aber zurück, denn niemand sollte in Gefahr geraten.

»Bleiben Sie!«

Bill ging auf Nummer sicher. Er hielt die zart wirkende Person an den Schultern fest.

Auch ich hatte mich mittlerweile entschlossen, etwas zuunternehmen. Ich musste einfach weg. Dieses Klassenzimmer konnte für uns zu einem gefährlichen Gefängnis werden. Wenn ich etwas tun wollte, dann über diesen geheimnisvollen Lord Acron.

»Raus!« flüsterte ich scharf. »Wir müssen den Klassenraum verlassen.«

»Aber die Kinder!«

»Wir helfen ihnen schon«, erklärte Bill, der auf Jenny Deylens Einwand reagiert hatte.

»Geht ihr schon vor!«

Die beiden waren einverstanden. Sie schlichen hinter mir vorbei, ich vernahm den scharfen Atem. Ihre Schritte hörten sich zögernd an, gleichzeitig auch unsicher.

»Geht schneller!«

Jenny Deylen wollte wohl nicht. Bill musste sie mit leisen, aber intensiv gesprochenen Worten überreden. Ich warf einen schnellen Blick zur Seite. Ja, sie befanden sich fast an der Tür. Bill tastete schon nach der Klinke. Mit der anderen Hand hielt er den Arm der Lehrerin, er zog sie förmlich aus dem Klassenraum.

Auch ich ging.

Keines der Kinder rührte sich. Sie wirkten noch immer wie eingefrorene Schatten, in denen nur die Gesichter zu erkennen waren – bleich, kalt und grausam wirkend.

Kein Gefühl entdeckte ich in den Augen. Nichts zuckte auf der Haut. Die Münder standen offen, und an den Spitzen der Zähne hing auch kein Tropfen Blut.

Wenn sie nur so sitzen blieben und nichts unternahmen, konnte ich

froh sein, aber würden sie das auch? Mussten sie nicht einfach ihrem fürchterlichen Trieb nachgehen, der sie stets dorthin brachte, wo Blut in Adern floss?

Die Gier danach trieb sie an.

Den Chip nahm ich mit. Er musste das Geheimnis dieser Vampirverwandlung beinhalten. Wenn er nicht mehr war, wurden unter Umständen auch die Blutsauger zerstört.

Ich erreichte die Tür. Den Arm hatte ich ausgestreckt.

Meine Hand legte sich auf das Metall der Klinke. Ich spürte deren Kälte. Sie brachte mich für einen Moment wieder in die Wirklichkeit zurück, denn in den letzten Sekunden hatte ich das Gefühl gehabt, nicht mehr zu gehen, sondern über dem Boden zu schweben.

Der Chip trug daran die Schuld.

Er musste mit einer Kraft gefüllt sein, die auch mich manipulierte und dafür sorgte, dass mein Kreuz nicht reagierte. Es sprach auf diese Magie einfach nicht an, und als ich mich durch den Spalt schob, hatte ich das Gefühl, eine andere Welt zu betreten.

Die Magie blieb auf das Klassenzimmer konzentriert. Momentan befand ich mich in einem völlig normalen Schulflur, in dem Bill Conolly und Jenny Deylen auf mich warteten.

Es war schon fast paradox und unwirklich, dass aus einer anderen Klasse Gesang tönte. Er erreichte den Flur und unsere Ohren. Die hohen, hellen Kinderstimmen verbreiteten eine Fröhlichkeit und Sorglosigkeit, die nicht mehr vorhanden war.

Ich deutete auf die Klassentür. »Kann man sie abschließen? Jetzt?«

Die Lehrerin fühlte sich angesprochen. »Ja, ich habe den Schlüssel bei mir.«

»Fantastisch.«

Jenny Deylen kramte in ihrer Umhängetasche, die sie mitgenommen hatte. Während dessen beobachteten Bill und ich mit gespannten Gesichtern die Tür.

Da tat sich nichts.

Es blieb alles ruhig innerhalb der Klasse. Keine Schritte waren zu hören, niemand unternahm auch nur den Versuch, die Tür zu öffnen und uns zu verfolgen.

Endlich hatte die Lehrerin den Schlüssel gefunden. Ihre Hand zitterte. Es war ein Wunder, dass er ihr nicht aus den Fingern glitt.

Bill nahm ihn an sich und führte ihn in das simple Türschloss.

Zweimal konnte er ihn herumdrehen. Wenn die Vampir-Schüler das Klassenzimmer verlassen wollten, mussten sie die Tür aufbrechen. Natürlich konnten sie jederzeit entkommen, wenn sie nur wollten. Da gab es noch die Fenster, die sie nur zu öffnen brauchten.

Zum Glück blieb es in den anderen Klassen ruhig. Dort wurde der Unterricht normal weitergeführt. Dieser Vampirkeim war auf diese

eine Klasse beschränkt.

Ich konnte nur hoffen, dass es so blieb.

Jenny Deylen war nervös. Ihr Blick zeigte Unruhe und flackerte.

»Sollen wir jetzt die Polizei rufen?« hauchte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, meine Liebe, die kann uns auch nicht helfen. Außerdem sind wir von der Polizei.«

»Was wollen Sie dann tun, Mr. Sinclair? Sie müssen etwas unternehmen.« Das Flehen zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. In den Augen glitzerten Tränen.

»Vor allen Dingen sollten wir die Ruhe behalten, Miss Deylen«, erklärte Bill.

Sie lachte auf. »Das sagen Sie so.«

»Nein, mein Freund hat Recht«, stand ich Bill bei. »Diesen Fall können wir nicht in Hektik lösen. Nur die Ruhe muss es bringen. Und all dieser Schrecken hat eine Ursache.«

»Sie forschen nach einem Motiv?«

»Ja, Miss Deylen.«

»Wissen Sie schon mehr?«

Ich nickte. »Lord Acron. Wer oder was ist dieser Lord Acron?« Ich schaute auf den Chip, den ich nicht wieder eingesteckt hatte. »Hat dieses Ding etwas mit Lord Acron zu tun?«

Die Lehrerin nickte und hob gleichzeitig die Schultern. »Ja, die Kinder haben des öfteren davon gesprochen. Nur kann ich mir nicht vorstellen, dass es etwas mit ihrem Zustand zu tun haben soll. Lord Acron kenne ich. Das ist ein Spiel, wie man mir sagte.«

»Und die Kinder besitzen es?«

»Jawohl. Sie reden oft davon.«

»Haben Sie es schon gesehen?« fragte Bill. »Dann müssten Sie auch wissen, wo es sich befindet. Erst wenn wir es näher untersuchen, können wir unter Umständen die Kinder von diesem Fluch befreien.«

»Aber nicht mit Garantie!«

»Das leider nicht, Miss Deylen.«

Die Lehrerin nickte. Wir sahen ihr an, dass sie scharf nachdachte.

»Das Spiel gehört einem Jungen«, murmelte sie. »Aber ich weiß im Augenblick nicht, wem…«

»Existiert davon nur eines?« hakte ich nach.

»Keine Ahnung. Ich jedenfalls habe einen Schüler damit gesehen. Er trug es unter dem Arm.«

Meine nächste Vermutung schoss ich aufs Geradewohl ab. »Kann das vielleicht Peter Wade gewesen sein?«

Jenny Deylen trat einen Schritt zurück. Sie ballte die Hand, nickte und schaute mich aus großen Augen an, bevor sie eine Antwort gab.

»Ja, ich glaube.«

»Dann gehen wir in sein Zimmer.«

»Ja, das gibt es auch.«

»Obwohl sie in einem Gemeinschaftsraum schlafen?« fragte Bill.

Miss Deylen hob die Schultern. »Wir haben uns nach langer Diskussion darauf eingelassen, weil die Klasse es einmal ausprobieren wollte. Das sollte kein Zustand auf Dauer sein.«

»Gehen wir zum Zimmer des Jungen.« Ich hatte es eilig und wollte keine Zeit verlieren. Zwar passte es mir nicht, die Klasse aus dem unmittelbaren Bereich der Beobachtung zu lassen, aber es gab einfach keine andere Möglichkeit für uns.

Und so schlossen wir uns Jenny Deylen an, die uns zum Treppenhaus führte.

In der nächsten Etage wandten wir uns nach links, denn dort führte der Gang in einen Anbau hinein. Dort lagen die Zimmer der Kinder. Da sich die Schüler samt und sonders in den Klassen befanden, fiel die Ruhe in diesem Teil des Gebäudes besonders auf.

Nur einmal kam uns eine Putzfrau entgegen, die einen schweren Bohnerbesen hinter sich herschleifte.

Jenny Deylen ging vor.

Ich beschäftigte mich mit meinem Beutestück, dem Chip, der wieder seine normale Farbe angenommen hatte. Er lag auf meiner Hand, reagierte nicht mehr und sah nur noch so harmlos aus wie ein normales Computer-Teil.

Bill, der neben mir ging, ahnte meine Gedanken. »John, in diesem Chip muss mehr stecken, als wir bisher angenommen haben.«

»Bestimmt.«

»Und welches Gefühl hast du?«

Ich verzog den Mund. »Ein mieses, ehrlich gesagt. Ein verdammt mieses sogar. Ich habe das Gefühl, einen Faden in der Hand zu halten, den wir erst noch aufrollen müssen.«

»Und wo führt er uns hin?«

»Hier ist das Zimmer!« hörten wir die Stimme der Lehrerin.

»Ist es abgeschlossen?« fragte ich.

»Nein, das ist bei uns verboten. Vertrauen gegen Vertrauen. Die Türen bleiben offen.«

»Bitte, Miss Deylen, treten sie zurück. Ich möchte den Raum als Erster betreten.«

Sie folgte meiner Aufforderung kommentarlos.

Bill nickte. Er hatte seine Hand in die Nähe der Beretta gebracht.

Wie ich stand auch der Reporter unter einem unverkennbaren Druck. Ich öffnete die Tür schnell, schaute in den Raum und somit in ein völlig normales Zimmer.

Zwei Betten, zwei Schränke. Poster an den Wänden, einige Kleidungsstücke, die verstreut auf dem Boden lagen, Stühle, ein Tisch, ein Fenster der Tür gegenüber.

In einem dreireihigen Regal standen Bücher, Krimis, Western und Abenteuergeschichten.

Aber kein Spiel mit dem Namen *Lord Acron*.

Ich wandte mich an Jenny Deylen. »Wo hat Peter Wade denn geschlafen?«

Sie deutete auf ein Bett. »Daneben steht sein Schrank.«

»Danke.«

Das Möbelstück hatte zwei Türen. Ich öffnete zunächst die rechte und sah in den eingebauten Regalen die Wäsche und Kleidung liegen. Nicht sehr ordentlich gestapelt, aber auch zwischen diesen Dingen entdeckte ich kein Spiel.

Anders in der linken Schrankhälfte. Ein Skateboard, Rollschuhe, die entsprechenden Knie- und Armschoner sah ich sowie Teile einer elektrischen Eisenbahn.

Und drei aufeinander gestapelte Kästen.

Spiele.

Die ersten beiden waren harmlos. Normale Brettspiele, aber das unterste musste es in sich haben.

Obwohl es im Schrank düster war, las ich den Titel. *Lord Acron.* Er schimmerte silbrig, und ich zog das Spiel vorsichtig hervor. Dann drehte ich mich um und brachte es zu dem Tisch. Bill und Jenny traten näher.

»Ist es das?« hauchte die Lehrerin.

»Ja.«

Sie wollte danach greifen, ich aber hielt ihre Hand zurück. »Bitte nicht, wir können nicht wissen, was sich in dem Kasten befindet. Es kann eine Gefahr darin lauern.«

»Meinen Sie?«

Ich gab keine Antwort mehr, sondern fasste das Spiel selbst an.

Wie jedes hatte auch dieses hier einen Deckel, den ich sehr vorsichtig in die Höhe hob.

Glatt ließ er sich von seinem Unterteil lösen. Auf dem Deckel war eine Figur abgebildet, die wie ein Raumfahrer aussah. Eingepackt in einen silberfarbenen, glänzenden Anzug und mit einem Helm auf dem Kopf, der ein Sichtvisier hatte.

Völlig normal.

Und der Inhalt?

Bill blickte mir gespannt über die Schulter, aber es war nur ein zusammengeklapptes Spielbrett zu sehen.

Ich klappte das Brett auf.

Es war in Felder unterteilt, die sich in Schlangenlinien über das Brett zogen. Man musste würfeln, um weiter zu kommen. Ein sehr simples Prinzip, aber etwas war doch anders.

Ich las die Erklärungen auf der Deckelinnenseite, und mir fiel der

letzte Satz dabei besonders auf, weil er fett gedruckt war.
WENN DU ALLES GESCHAFFT HAST, WIRST DU DAS ZIEL, EIN STERNENVAMPIR ZU SEIN, ERREICHEN.
Ein Sternenvampir also!
War es das?
Auch Bill hatte mitgelesen. »Ein Sternenvampir?« fragte er leise.
»Verdammt, was ist das denn?«
»Ich weiß es nicht. Lass mich mal weiterlesen.« Ich hielt den Deckel so, dass auch meine beiden Begleiter den Text auf der Innenseite entziffern konnten.
Um Sternenvampir zu werden, musste man sich über zahlreiche Hindernisse kämpfen. Nur wer als Erster das auf die Spielfläche gemalte Weltall durchquert hatte, erhielt den ersten Preis, den mit kosmischer Energie gefüllten Sternenchip des Lord Acron. Er wurde in diesem Spiel als der Herrscher des Alls dargestellt.
»Kosmische Energie«, flüsterte Bill. »Begreifst du das, John?«
»Kaum.«
»Ich bin auch überfragt«, meldete sich Jenny Deylen. »Tut mir Leid, davon weiß ich nichts!«
»Sie haben noch nie damit gespielt?«
»Nein.«
Ich war ebenfalls ein wenig ratlos, sah mir den Chip noch einmal an und fragte mich, aus welch einem Grunde er bei mir nicht so reagierte wie bei den Kindern.
Darüber sprach ich mit Bill. Der wusste auch keine Antwort, aber Jenny Deylen mischte sich ein.
»Vielleicht hat es daran gelegen, dass Sie das Spiel noch nicht gespielt haben.«
Ich starrte sie an. »Wie kommen Sie darauf?«
»Nur so.«
»John, da kann sie Recht haben«, meinte der Reporter.
Ich nickte. »Dann müssten wir also einen Versuch wagen.«
Die Lehrerin erschrak. Bill hob die Schultern, hatte aber ansonsten keine Einwände.
Ich schob einen Stuhl heran und setzte mich dem Reporter gegenüber. Jenny Deylen hatte noch Einwände. »Wollen Sie tatsächlich das Spiel durchziehen?«
»Ja.«
»Kann ich gehen?«
»Und wohin?«
»Zu den Kindern.«
»Nein, bleiben Sie mal hier. Sie können beobachten, während mein Partner und ich uns näher mit dem Spiel beschäftigen.« Ich legte den Chip in die kleine Ausbuchtung des Spielkastens, seinen richtigen

Platz.
Kleine Silberpüppchen fanden wir, ebenfalls einen Metallwürfel, dann ging es los.
Schweigen breitete sich aus. Natürlich saß ich wie auf heißen Kohlen, aber ich musste das Spiel zu Ende bringen. Zudem hatten wir uns einen günstigen Zeitpunkt ausgesucht, denn der Unterricht begann mit einer Doppelstunde. Erst danach war Pause.
Zunächst sah es so aus, als würde ich gewinnen, dann aber holte Bill auf. Er hatte beim Würfeln eine Glückssträhne erwischt, warf mehrere Sechser hintereinander und näherte sich immer mehr meiner Puppe. Wenig später hatte er sie überholt. Es lag noch eine Kurve vor ihm, bis er das Ziel erreichte.
Diesmal holte ich auf. Drei Felder vor dem Ende hatte ich ihn erreicht.
Jetzt entschied der letzte Wurf.
Die Spannung wuchs. Ich hielt meinen Würfel noch in der geschlossenen Hand, bewegte sie, dann rollte der Würfel aus der Fläche über den Tisch, blieb liegen und zeigte eine Zwei.
»Jetzt du, Bill.«
Der Reporter nahm den Würfel. Seine Lippen waren fest zusammengepresst. Er schielte auf das Brett, seine Lippen zuckten, dann würfelte er. Ich beobachtete den Lauf, der erst kurz vor der Tischkante gestoppt wurde.
Eine Drei!
Bill schaute mich an. »Und damit habe ich gewonnen«, erklärte er.
»Bitte.«
Er fasste seine Spielpuppe an. Plötzlich war er noch gespannter.
Ich hatte das Gefühl, als traute er sich nicht, die letzten drei Felder vorzugehen.
»Mach, du bist Sieger.«
»Und dann?«
»Werden wir weitersehen, ob Miss Deylen mit ihrer Vermutung Recht behalten hat.«
Und Bill schob die Puppe vor. Sehr akribisch. Das erste Feld, das zweite, das dritte – und er war am Ziel.
Der Reporter ließ den Atem über seine Lippen strömen. »Gewonnen«, sagte er leise.
Ich deutete auf den Chip. »Nimm ihn!«
Bill schaute mich noch einmal an. Auf seinen Handflächen entdeckte ich Schweiß. Dann nickte er entschlossen und griff ebenso entschlossen zu.
Er nahm den Chip aus der Mulde und hielt ihn fest umklammert.
Ich wollte ihn schon fragen, ob er etwas spürte, als Bill sich ruckartig erhob. Gleichzeitig wurde sein Gesicht blass. Sichtbar für mich trat

aus den Poren der Schweiß. Mein Freund beugte sich vor, stützte seine freie Hand auf die Tischkante und ächzte: »John!«

Er hatte meinen Namen so ausgesprochen, dass es mir kalt den Rücken hinablief.

Und noch einmal stöhnte er. »John!«

»Was ist?« Auch ich drückte mich hoch.

»Ich spüre etwas. Da kommt jemand auf mich zu. Verdammt, John, ich…«

»Weg mit dem Chip!«

Er tat es nicht. Stattdessen ging er so heftig zurück, dass der Stuhl umkippte.

Ich war blitzschnell. Bevor Bill reagieren konnte, packte ich sein rechtes Handgelenk, wollte die Finger zurückbiegen, doch Bill schmetterte mir seine linke Faust in den Leib, dass ich zurückgeschleudert wurde und keine Luft mehr kriegte. Fast wäre ich gegen Jenny Deylen gefallen, die soeben noch ausweichen konnte. Dafür stieß ich mit dem Rücken gegen das Bett, krümmte mich und versuchte zu atmen. Der Treffer hatte mich völlig überraschend erwischt. Ich war überhaupt nicht darauf vorbereitet gewesen und kämpfte nun verzweifelt gegen die Schwäche an, die sich in meinem Innern ausbreitete.

Ich kam nicht mehr hoch. In den Knien schien sich Blei festgesetzt zu haben. Auch die Füße waren schwer geworden, und erst Jenny Deylens Ruf riss mich aus dieser Schwäche.

»Mein Gott, Mr Conolly!«

Ich starrte zur gegenüberliegenden Seite des Zimmers, wo das zweite Bett stand.

Bill lag auf ihm. Er hatte sich in die Rückenlage gewälzt, schrie, stöhnte und drückte seinen Körper hoch, wobei er Schreckliches durchmachte, denn er schlug wie ein Wahnsinniger um sich. Das Bett wackelte, und innerhalb dieses Raumes spürten wir das unsichtbare Grauen, das den Reporter umklammert hielt.

Ich ging vor.

Jeder Schritt bereitete mir Qualen. Noch immer hielt ich meine Hand auf die getroffene Stelle gepresst. Sie lag dicht über der Gürtelschnalle. Als ich meinen Freund ansprach, drang nur noch ein Ächzen über meine Lippen, mehr brachte ich einfach nicht hervor.

Und Bill tobte weiter. Manchmal hatte es den Anschein, als wollte er sich vom Bett wälzen, aber er fiel immer wieder zur Wandseite zurück.

Ich hatte ihn endlich erreicht, stützte mich ab und wollte ihn ansprechen, als sich Bill zu mir rollte.

Wir starrten uns gegenseitig an.

Sein Gesicht hatte sich verändert. Es schimmerte so bleich und

gleichzeitig in einem kalten metallischen Glanz, so wie ich ihn schon bei den Schülern erlebt hatte.

Der schreckliche Verdacht wurde erst zur Gewissheit, als Bill Conolly den Mund öffnete und ich es sah.

Aus dem Oberkiefer wuchsen zwei Vampirzähne!

***

Mein Freund hatte das Spiel gewonnen und war zum Lohn dafür in einen Vampir verwandelt worden.

Ich starrte ihn an und hatte das Gefühl, in Eiswasser zu stehen. Etwas rann kalt über meinen Rücken, ich achtete nicht auf das Seufzen der Jenny Deylen, sondern fragte mich, was ich jetzt tun musste, um den Reporter zu erlösen.

Im Prinzip gab es nur eine Alternative.

Ich musste ihn töten!

Ja, so ging man mit Vampiren um. Zudem war Bill kein Kind mehr, sondern ein erwachsener Mensch.

Wie in der Klasse stand ich hier wie eine Statue und traute mich nicht, das zu tun, was ich eigentlich hätte unternehmen müssen. Ich sah in Bills Gesicht und sprach ihn flüsternd an. »Verdammt, Bill, was ist los? Komm zu dir! Du kannst doch nicht zu einem Vampir geworden sein!«

Wenn er mich gehört hatte, so zeigte er jedenfalls kein Verständnis für meine Worte. Aus seinem Mund drang ein tiefes Stöhnen. Wieder schüttelte er sich, sodass das Bett anfing zu vibrieren. Urplötzlich schoss er hoch. Damit hatte ich gerechnet.

Meine Arme schnellten vor, die Hände packten Bill an den Schultern. Ich wollte ihn zurückdrücken, als mich der Kopfstoß an der Brust erwischte und zurückschleuderte.

Bill setzte nach.

Wie ein Panther hechtete er mir entgegen. Den Mund hielt er weit geöffnet, die Vampirzähne schimmerten. Diesmal war ich schneller.

Zwei Treffer stoppten ihn, doch Bill wollteeinfach nicht aufgeben. Er schleuderte mir den Tisch entgegen, und dabei rutschte ihm der Chip aus der Hand.

Er fiel zu Boden, und Bill wollte sofort nach ihm greifen, was ich wiederum nicht zulassen konnte.

Für einen Schlag stand er nicht günstig genug. Ich musste etwas tun, das mich bei einem Freund wie Bill eine verdammt große Überwindung kostete. Mit dem rechten Bein holte ich aus.

Der Tritt erwischte den Reporter an der rechten Schulter. Und dieser Aufprall stoppte ihn nicht nur, er schleuderte ihn auch auf den Rücken. Direkt vor der schreckensstarren Jenny Deylen blieb er liegen.

Ich nahm den Chip an mich, und dann ging ich volles Risiko ein.

Was innerhalb dieses Teils steckte, konnte ich mit dem Begriff magische Energie umschreiben.

Woher sie stammte, war mir unbekannt. Nur befand sich in meinem Kreuz das Gleiche, nur eben mit umgekehrten Vorzeichen.

Zudem war ich der Sohn des Lichts, und mit Licht hatte auch dieser Vorgang der Vampirwerdung zu tun. Bewiesen worden war es uns in der Klasse.

Bill hatte sich halb erhoben, als ich die Kette über den Kopf gestreift hatte und das Kreuz sichtbar für ihn hielt.

Er öffnete den Mund noch weiter, und gleichzeitig malte sich auf seinen Zügen der Schrecken ab.

Bill sagte etwas, wich zurück, doch ich verstand ihn nicht. Ich wusste nur, dass er das Kreuz fürchtete.

Da reagierte er wie jeder Vampir, denn ein Kreuz brachte dem Blutsauger die Vernichtung.

Ich aber wollte meinen Freund nicht töten, sondern ihm helfen.

Dazu brauchte ich das Kreuz und den Chip.

Ihn hielt ich in der linken Hand, das Kreuz in der rechten. Und beides führte ich zusammen.

Nicht sehr schnell, dafür bedächtig und langsam. Auf dem Weg spürte ich bereits die beiden unterschiedlichen Magien, die sich einander näherten. Licht entstand.

Beim Chip kalt glänzendes, graues Schattenlicht, währenddas Kreuz in einen silbrigen Glanz getaucht war. Es gelang mir auch, einen Blick auf Bill zu werfen.

Er hockte am Boden, hatte sich abgewandt und einen Arm angehoben und angewinkelt, damit er sein Gesicht schützte. Er jammerte. Diese Laute hatte ich bei ihm noch nie gehört. Sie waren so qualvoll ausgestoßen, dass er mir Leid tat, aber ich konnte einfach nichts für ihn tun. Durch diese Hölle musste er allein.

Ich hätte das Kreuz auch aktivieren können. Dies wiederum traute ich mich nicht, denn die geballte magische Kraft hätte unter Umständen meinen Freund Bill vernichtet.

So blieb ich vorsichtig.

Diesmal erkaltete der Chip nicht. Er nahm jedoch Hitze an, und meine Hand wurde warm.

Noch ein winziges Stück musste ich das Kreuz vorschieben, dann hatten die beiden so unterschiedlichen Gegenstände Kontakt.

Er kam zustande!

Nichts geschah.

Nur das Jammern meines Freundes verstärkte sich. Er jaulte regelrecht auf, warf sich bäuchlings zu Boden, und ich hörte ihn dumpf schreien, als würde er dabei in den Teppich beißen.

Einen Moment später schrie ich. Der Chip war urplötzlich so heiß geworden, dass er mir die Handfläche verbrannte. Ich musste ihn einfach fallen lassen.

Dabei prallte er auf die Kante, bevor er umknickte und mit seiner Rückseite liegen blieb.

Und endlich geschah das, was ich mir erhofft hatte. Durch die Kräfte meines Kreuzes war es mir gelungen, den Chip so zu manipulieren, dass er sein Geheimnis entließ.

Er öffnete sich mir, und es stieg das hervor, was tief in ihm steckte. Das verdampfende Blut des Sternenvampirs.

***

Dieselbe Schule, ein anderes Zimmer.

Ein Klassenraum.

Wie versteinert saßen die Schüler auf ihren Plätzen. Mädchen und Jungen, die es voll erwischt hatte, die trotzdem noch aussahen wie normale Schüler, wären nicht die Köpfe mit den bläulich bleichen und manchmal grau schimmernden Gesichtern gewesen, deren Münder offenstanden und dadurch die Vampirzähne zeigten.

Minuten vergingen.

Sie reihten sich aneinander, wurden zu einer Kette, doch keines der Kinder reagierte. Sie blieben auf ihren Plätzen und lauschten dem nach, was sich in ihrem Innern tat.

Manchmal flog ein Zucken über die Gesichter, als hätten sie gleichzeitig ein besonderes Erlebnis gehabt. Wahrscheinlich war dem auch so, denn ihre Augen nahmen einen entrückt wirkenden Glanz an, als wären die Pupillen darin geputzt worden.

Graues Licht tanzte in ihnen, schimmerte und blieb erhalten.

Auch bei Peter Wade, der als Erster die im Klassenraum liegende Ruhe durchbrach. Er stand plötzlich auf.

Es war ein ruckartiges Erheben, als hätte man einen Roboter in Bewegung gesetzt. Und ebenso steif verließ er seinen Platz, ging die wenigen Schritte bis zum Pult des Lehrers, um sich dort zu setzen.

Er schaute seine Mitschüler an, die seinem Blick nicht auswichen.

Halb geöffnet war sein Mund, die Vampirzähne schimmerten wie poliert, und Peter Wade begann zu sprechen.

»Spürt ihr es, Freunde?« fragte er.

Zunächst erfolgte keine Reaktion. Dann nickten die Ersten. Auch Bobby Belmont befand sich darunter. Die Mädchen bewegten ebenfalls die Köpfe. Ihre hübschen Kindergesichter glichen kleinen, monströsen Larven. Verändert durch die gefährlichen Hauer mit den wie angefeilt wirkenden Spitzen.

»Sie haben ihn gefunden. Sie spielen bereits mit Lord Acron, dem Sternenvampir, dem wir allein dienen.« Peterrichtete seinen Blick

gegen die Decke des Klassenzimmers. »Acron wird uns nicht im Stich lassen. Er ist uralt. Sein Blut ist sein Erbe, das wir übernommen haben. Er ist unser Herr, und wir werden bald den ersten Erwachsenen in unserem Kreis begrüßen können.«

Mit dem letzten Wort beendete Peter seine Rede. Er ging nicht mehr zu seinem Platz zurück und blieb auf dem Stuhl hocken. Den Kopf legte er schräg, die Lippen presste er zusammen. Es sah so aus, als würde er über etwas nachdenken, das nur er allein sah.

Manchmal zwinkerte er mit den Augen oder gab ein Lächeln von sich, das nie strahlend wirkte, sondern stets verkniffen war, als wollte er jemanden auslachen.

Plötzlich schoss ein Mädchen von seinem Platz hoch. Es hatte halblange, blonde Haare und trug einen dunkelblauen Pullover. Das Gesicht der noch jungen Person verzerrte sich, sie hob die Arme und presste sie gegen die Ohren. Gleichzeitig drang ein tiefes Stöhnen aus ihrem Mund, während sie in ihrer Sitzbank von einer Seite auf die andere taumelte. Wie dünne Rinnsale strömte Blut aus ihrer Nase, und sie schnappte sich ein auf dem Tisch liegendes Buch, das sie mit einer blitzschnellen Bewegung hinter sich schleuderte.

Erst dann sprach sie.

»Er ist da! Er ist da! Lord Acron. Ich spüre ihn. Er ist in mir. Er ist in Gefahr, in großer Gefahr. Die anderen beiden treffen ihn, aber der eine ist gefährlich.« Mit einem Schluchzlaut endete ihr unter großen Mühen hervorgestoßener Monolog. In einem Zeitlupentempo sank sie zusammen. Der Kopf pendelte noch für einen Moment, bevor er nach vorn sank und auf dem Tisch aufschlug.

Es war genau dieser Laut, der Peter Wade wieder aufstehen ließ.

Er kannte das Mädchen gut. Die Schülerin hieß Silvia und galt als sehr sensibel. Sie war der Prototyp eines Mediums und nahm das auf, was andere nicht schafften.

Silvia hatte Ahnungen, sie reagierte auf Strömungen wie ein Messgerät, und sie hatte praktisch überhaupt den ersten Kontakt zu Lord Acron, dem Sternenvampir, geschaffen. Aus diesem Grunde war ihr Urteil wichtig, und das wusste auch Peter Wade, der die Klasse leitete und sich selbst für einen großen Diener Acrons hielt.

Deshalb musste er etwas tun. Sehr vorsichtig drückte er sich hoch und glitt aus der Bankreihe. Seine Schritte waren kaum zu vernehmen, als er sich dem Mädchen näherte und neben ihm stehen blieb. Er senkte den Kopf und sprach Silvia an.

»Was hast du gesehen? Sag es uns! Wie weit sind sie gekommen?«

Der so junge weibliche Vampir stöhnte. Ein Zittern lief durch die Gestalt. Silvia hatte Mühe, etwas in Worte zu fassen. Was nur sie sah, musste schrecklich sein, und erst als Peter Wade sie in die Höhe zog, konnte sie etwas sagen.

Stockend drangen die Worte über ihre Lippen. »Der andere ist gefährlich. Er hat etwas, das mit Magie geladen ist. Mit weißer Magie. Sie ist so furchtbar, so gefährlich. Sie kann töten, sie kann vernichten, denn sie ist sehr, sehr mächtig.«

»Wo sind sie?«

»Im Zimmer. Sie haben Acron. Sie wollen, nein, sie haben den Chip. Lord Acrons Geist?«

Peter Wade wusste, dass Silvia nicht log. Scharf wandte er sich um. Seinen Entschluss hatte er längst gefasst.

»Wir alle dienen ihm, wir haben sein Spiel ausprobiert. Deshalb möchte ich, dass wir hier nicht länger bleiben und ihm zu Hilfe eilen. Los, beeilt euch! Wir müssen hin, unbedingt. Nur im Zimmer und beim Spiel können wir ihm helfen.«

Bisher hatten die Schüler noch immer auf Peter Wade gehört. Sein Wort war Gesetz. Auch diesmal.

Ohne Widerspruch erhoben sie sich von ihren Plätzen. Sehr langsam schoben sie sich aus den Bankreihen. Es gab kaum Geräusche, denn sie setzten auch ihre Schritte behutsam und gingen in Richtung Tür.

Alles lief mit großer Disziplin ab, und auch als Peter Wade die Tür gewaltsam öffnete, blieben seine Mitschüler diszipliniert. Sie schritten an ihm vorbei.

Niemand sprach ein Wort, und es war die berühmte Ruhe vor dem Sturm, die sie umfangen hielt.

Ihre Gesichter hatten sich nicht verändert. Noch immer wirkten sie wie mit einem metallischen Glanz versehen. Nur die Augen strahlten heller, wobei sie trotzdem wie dunkle Sterne wirkten.

Einer nach dem anderen betrat den Flur. Das Tappen ihrer Schritte auf dem blanken Boden war wie eine schaurige Begleitmelodie. Niemand hielt sich auf dem Gang auf. Lehrer und Schüler befanden sich in den Klassen, sodass die unheimlichen Gestalten durch einen geisterhaft daliegenden Flur gingen.

Peter Wade schaute noch einmal zurück, bevor er sich der Gruppe anschloss. Der Klassenraum, der die Zeit über im Dunkel gelegen hatte, veränderte sich wieder.

Das graue Licht verschwand, die normale Helligkeit flutete durch die Scheiben, sodass nichts mehr darauf hinwies, wer sich dort aufgehalten hatte. So sollte es auch sein.

Peter Wade hielt nichts mehr. Er lief schneller und hatte Sekunden später seine Mitschüler erreicht.

Wie eine geisterhafte Kompanie bewegten sich die Kinder mit den Vampirzähnen durch die Flure des Internats.

***

Im Chip befand sich Blut!

Heiß war er geworden, und endlich war es mir gelungen, sein Geheimnis zu lüften.

Ich sah, wie eine warme Wolke aus ihm aufstieg. Sie bestand aus drei Farben. Einem hellen Grau, darunter war ein silbriges Leuchten, und dies wurde von der Schwärze überdeckt, die so kalt und intensiv war, wie es sie auf der normalen Welt nicht gab.

Ich aber kannte diese Schwärze, hatte des Öfteren mit ihr zu tun gehabt und wusste demnach, dass ich sie in den Schlünden der Hölle finden konnte.

Ja, es war, so paradox es sich anhörte, ein schwarzes Licht, ein Schattenlicht, das man auch in der unendlich wirkenden Weite des Alls wiederfand.

Und dieses Licht stand gegen die Macht des Kreuzes!

Es wurde bekämpft!

Das bekam auch Bill Conolly mit, der unter den Einfluss des geheimnisvollen Lord Acron geraten war. Er lag auf dem Boden, sein Atem pfiff und hätte für mich beruhigend sein können, denn echte Vampire brauchen nicht zu atmen. Sie existieren als Untote.

Jenny Deylen hatte es nicht geschafft, den Raum zu verlassen. Sie wirkte wie angewachsen, stand nahe der Tür und lehnte mit dem Rücken dagegen. Starr schaute sie auf den unheimlichen Vorgang, die Hand gegen den Mund gepresst, um Schreie zu unterdrücken.

Ich verließ mich auf das Kreuz. Noch immer hatte ich es nicht aktiviert, das war auch nicht mehr nötig, denn als die aus dem Chip steigende Wolke in die helle Aura des Kreuzes geriet, begann der unheimliche Prozess der Zerstörung.

Gleichzeitig strahlte das Kreuz so hell auf wie nur in ganz extremen Situationen. Die Lichtfülle erfasste das Zimmer, sie hüllte uns als Aura ein, in dessen Mitte plötzlich ein uraltes, dennoch junges Gesicht mit weisen Augen zu sehen war.

Ich erschrak zutiefst, war aber gleichzeitig freudig erregt, denn ich kannte dieses Gesicht.

Es gehörte dem Seher!

***

Als Wanderer zwischen den Zeiten hatte ich ihn mal bezeichnet. Als ein Geist, der vieles wusste und der vielleicht aus mehreren Personen bestand, aber dieses Geheimnis hatte ich noch nicht gelüftet.

So sah ich nur immer sein Gesicht, wenn er sich mir zeigteund ich mich zwangsläufig auf seine Augen konzentrierte, in denen das Wissen der Welt verborgen zu sein schien.

Wenn der Seher redete, hörte ich seine Stimme nicht, obwohl ich ihn trotzdem verstehen konnte, denn seine Worte drangen in mein Gehirn und wurden dort registriert.

Über eine Entfernung hinweg, die ich nicht einmal schätzen konnte, wurde sie an mich gerichtet, und auch jetzt hörte ich die erklärenden und beruhigenden Sätze.

»Es ist das Böse an sich, das nicht nur in den dir bekannten Welten existiert, sondern schon vor langer, langer Zeit anwesend war, als die Menschheit noch in den Kinderschuhen steckte. Da griffen aus anderen Dimensionen und von den Sternen her Wesen ein, die heute längst vergessen sind. Der Prophet Hesekiel, dem du so unendlich viel verdankst, hat sie gesehen, er hat mit ihnen gesprochen, und er hat erkannt, welch eine Gefahr sie darstellten. Er wusste vom Sternenvampir, dem Lord Acron, der die damalige Welt betrat und seine Spuren hinterlassen hat. Er kam zu den Sternen, er flog wieder zu ihnen zurück, aber er hinterließ ein gefährliches Erbe. Es war sein Kristallblut, der Sternenstaub. Verborgen in einem Tempel hat es gelegen, nie entdeckt von plündernden Menschen, bis es doch einer fand und es an sich nahm. Er wusste, dass dies etwas Besonderes war. Das Sternenblut des Lord Acron brauchte nur aufbereitet zu werden. Es enthielt alle Geheimnisse dieses Wesens. Jedes Teilchen war eine Speicherkammer für sich, und es war in der Lage, Menschen in seinen Bann zu bringen. Der Mann, der diesen Sternenstaub fand, wusste es sehr genau, und er setzte ihn gnadenlos für seine Zwecke ein. Er herrscht seit neuestem über einen mächtigen Elektronik-Konzern. Er ist die Gestalt im Finstern, und er hat es geschafft, andere Menschen von deren Plätzen zu verdrängen. Er erfand ein furchtbares Spiel als erstes Testobjekt, das er bei Kindern einsetzte. Er wollte herausfinden, ob sich die Kraft des Sternenvampirs noch gehalten hat. In dieser kleinen Platte ist es konzentriert. Vereint mit dem Licht des Alls gibt es nureinen Gegenstand, der sie zerstören und ihr auch widerstehen kann. Dein Kreuz, John Sinclair, das Hesekiel in weiser Voraussicht so vollendet geschaffen hat.«

Ich sprach mit ihm und stellte ihm eine Frage. »Kann ich die Kinder vor ihm retten?«

»Das hoffe ich sehr, Sohn des Lichts, denn die Sternenblut-Vampire sind mit denen, die du kennst, nicht zu vergleichen. Sie waren anders und schöpften ihre Kraft aus dem dunklen Licht des Alls. Du musst Acrons Erbe vernichten, versprich mir das.«

Ich nickte und fügte als gedanklich gesprochene Antwort hinzu:

»Das Kreuz wird es schaffen.«

›Das hoffe ich, Sohn des Lichts!‹

»Aber wer ist der Mensch, der es geschafft hat, dieses Sternenblut zu finden?«

Die Frage hatte mir auf der Seele gebrannt, doch eine Antwort erhielt ich nicht. Dem Seher gelang es nicht mehr, die Verbindung aufrechtzuerhalten. Er zog sich zurück. Ich sah sein Gesicht immer

blasser werden und schließlich verschwinden.

Die Vergangenheit hatte mich eingeholt wie ein Traum. Zurück blieb die Gegenwart, ein Zimmer, eine Frau, zwei Männer und ein auf dem Boden liegender und mit Sternenblut gefüllter Chip, der dabei war, sich aufzulösen, denn die strahlende Helligkeit meines Kreuzes war letztendlich stärker gewesen.

Nur noch ein kleiner Rest war vorhanden, aus dem dieser grauschwarze, kalt wirkende Dampf in die Höhe stieg, mit der Energie meines Kreuzes in Berührung kam, sodass es die fremde, uralte Vampirmagie vernichtete.

Ich stand auf dem Fleck, ohne mich zu bewegen. Das Kreuz hatte die Aufgabe übernommen. Immer wenn seine und die fremde Magie zusammenstießen, gab es Funkenschläge, bei denen die Aura meines Kreuzes Sieger blieb.

Lord Acron, die geheimnisvolle Figur im Hintergrund, hielt sich, falls sie noch existierte, zurück. Sie blieb in fernen, kaumzu erfassenden oder begreifbaren Dimensionen, während sein Erdenerbe durch mein Kreuz vernichtet wurde.

Als strahlender Komet schaute es aus meiner Hand, als Fanal des Lichts und als Triumph des Guten über die andere, so gefährliche Seite. Fast tat es mir ein wenig Leid, dass ich ihm nicht persönlich gegenübergestanden hatte, aber wenn er noch existierte, konnte es möglicherweise zu einer Begegnung kommen.

Jenny Deylen sprach mich an. »Mr. Sinclair, was ist geschehen? Sie haben so seltsam reagiert, waren abwesend, und der Chip…«

Da wurde die Tür aufgerammt.

Ich hatte während ihrer Worte zu ihr gesehen und bekam mit, wie die auffliegende Tür in den Rücken der Lehrerin drosch und sie nach vorn schleuderte.

Ich sah ihr schmerzerfülltes Gesicht, den verzogenen Mund, weit geöffnete Augen, und ich hielt sie in einer Reflexbewegung fest, um sie sofort danach hinter mich zu schleudern, denn in der Türöffnung waren diejenigen aufgetaucht, die ich nun überhaupt nicht hier im Raum haben wollte.

An der Spitze seiner Mitschüler stand Peter Wade. Die Vampirzähne gebleckt und bereit, sich ebenso auf mich zu stürzen wie seine Klassenkameraden.

***

Und diese griffen an!

Obwohl ich allein gegen sie stand, hatte ich einige Vorteile. Der erste war von der praktischen Art. Von der Breite her konnte die Tür die Masse der Kinder nicht fassen. Sie behinderten sich gegenseitig, so hatte ich einige Sekunden Luft.

Ich hielt das Kreuz noch in der Hand. Eine kleine Drehung deinerseits reichte aus, um es so zu halten, dass die ersten, darunter befanden sich auch Mädchen, auf diesen geweihten Talisman blickten.

Sie starrten ihn an, und auf ihren Gesichtern breitete sich die Angst aus.

Furchtbar waren sie anzusehen, als sie litten. Ihre spitzen Schreie bildeten eine schrille Lärmkulisse. Sie wollten nicht mehr, ich jagte ihnen Angst ein, und ich hörte auch noch Bill Conolly jammern.

Neben mir verdampfte der letzte Rest des Chips. Nicht mal ein Fleck blieb zurück, die magische Aura des Kreuzes zerstörte alles. In den folgenden Sekunden hatte ich tatsächlich das Gefühl, ein Stehenbleiben der Zeit zu erleben, denn die Kinder, die in den Bann geraten waren, wirkten auf mich wie Wesen, die in eine fremde Zeit gehörten.

Blitzartig kam die Schwäche über sie.

Peter Wade erwischte es als Ersten. Er kippte nach vorn. Es sah so aus, als wollte er fliegen, doch er landete vor meinen Füßen auf dem Boden des Zimmers.

Den anderen erging es ebenso. Der Bann hatte sie gnadenlos gehalten. Jetzt wurde er zerrissen.

Ich konnte nicht jedes Kind auffangen, das zu Boden fiel. Sie stürzten übereinander, sodass sie sich beim Aufprall kaum wehtaten. Das beobachteten Jenny Deylen und ich. Ich gab keinen Kommentar, die Szenen sprachen für sich, aber ich hörte jemanden etwas sagen.

Es war mein Freund Bill.

Er lag nicht mehr auf dem Fußboden, sondern hatte sich hingekniet. Mit den Händen stützte er sich auf, den Kopf hatte er leicht angehoben, sein Mund war geöffnet, und ich konnte sehr deutlich erkennen, dass keine Vampirzähne mehr aus dem Oberkiefer wuchsen.

Ebensowenig wie bei Peter Wade.

Seufzend holte der Reporter Luft. Er streckte einen Arm aus, und es war die Lehrerin, die ihm auf die Beine half. »Kommen Sie, Mr. Conolly. Ich glaube, das hier ist vorbei.«

Ja, das war es. Nur hatten wir erst ein Steinchen aus dem Mosaik des Schreckens herausgerissen. Andere Steine steckten noch tief darin. Der Seher hatte mir von einem geheimnisvollen Mann berichtet, der an der Spitze eines Konzerns stand.

Wer konnte das sein?

Ich schluckte einige Male, weil mein Hals so trocken geworden war. Dann legte ich Bill meinen Arm um die Taille. Der Reporter konnte sich kaum auf den Beinen halten.

»Was war eigentlich genau los, John? Ich habe das Gefühl, in einem Nebel gelebt zu haben, der so dicht war, dass ich ihn nicht durchdringen konnte und nur vage Erinnerungen habe. Außerdem

schmerzen mir einige Körperpartien, als hätte mich dort jemand geschlagen.«

»Das stimmt auch.«

»Warst du das etwa?«

»In der Tat.«

»Und weshalb hast du das getan?«

Ich lächelte. »Mein lieber Bill. Du hattest einfach einen zu großen Durst.«

»Ich?« Er lachte kratzig. »Deswegen schlägt man doch keinen Menschen. Was war in dich gefahren?«

»Nein, deswegen schlägt man auch nicht. Aber dein Durst bezog sich auf mein Blut, und so etwas mag ich verständlicherweise nicht.«

Bill wurde bleich, sodass man ihn schon mit einem Vampir vergleichen konnte. »Und das stimmt?« hauchte er.

»Hätte ich dich sonst verprügelt?« fragte ich grinsend.

***

Es hatte Suko Zeit und Mühe gekostet, überhaupt einen Kontakt zu gewissen Stellen herzustellen. Dass es schließlich doch noch klappte, hatte er seinem Chef, Sir James und dessen fantastischen Beziehungen zu verdanken. Und so war Suko losgefahren zu einem Haus, das im vornehmen Londoner Stadtteil Belgravia lag und von einem Grundstück mit hohem Eisenzaun umfriedet war. An einem Tor hatte Suko klingeln müssen und wurde eingelassen, als er ein bestimmtes Kennwort sagte, das zuvor vereinbart worden war. Das Haus lag ziemlich versteckt hinter den schon herbstlich bunt gefärbten Bäumen. Zum Eingang führte eine Treppe hoch, die ebenso grau aussah wie die breiten Fenster des Hauses.

Als Suko vor der Tür stand, schwang sie automatisch nach innen.

Der Chinese trat ein.

Die halbdunkle Halle nahm ihn auf wie ein schützender Mantel.

Möbelstücke standen an den Wänden verteilt. Hohe Regale, Aktenschränke, alles aus dunkel gebeiztem Holz, aber Suko sah auch einen Fernschreiber und eine moderne Computeranlage, die eingeschaltet war, denn einige Lampen blinkten wie feuerrote Augen.

Der Inspektor hatte im Lauf der Zeit Erfahrungen mit gewissen Abteilungen der Geheimdienste gesammelt und wunderte sich nicht, dass er so ungewöhnlich empfangen wurde.

Hinter ihm schwang die Tür wieder zurück, und Suko hatte das Gefühl, ein Gefangener zu sein, denn die Scheiben der Fenster waren offensichtlich schusssicher.

Er schaute sich um, entdeckte einen einigermaßen bequem aussehenden Sessel und ließ sich nieder. Die Beine schlug er übereinander. Er war hier, jetzt war die andere Seite am Zug.

Zuerst tat sich nichts. Suko hörte auch keine Schritte. Er war und blieb mit den Möbelstücken und Apparaturen allein. Dennoch war Suko sicher, dass man ihn genau beobachtete, denn in Häusern wie diesem war die elektronische Überwachung perfekt.

Es dauerte ungefähr fünf Minuten, bis er angesprochen wurde.

Die Stimme drang aus von ihm nicht sichtbaren Lautsprecherboxen, die im Schatten lagen.

Es brannte sowieso nur eine Lampe, und ihr Licht fiel auf die Apparaturen.

»Wir freuen uns, dass Sie gekommen sind, und dürfen Sie begrüßen.«

»Ja, danke. Gruß zurück. Nur finde ich es ungewöhnlich, dass Sie sich nicht zeigen.«

»Das hat seine Gründe.«

»Meinetwegen. Ich will sowieso nur einige Fragen beantwortet haben. Sie wiesen, um was es geht?«

»Ja.«

»Der Konzern Acron. Wer steckt dahinter?«

»Nun, es ist nicht so einfach. Wir jedenfalls sind nicht unmittelbar davon betroffen, weil es kein englischer Konzern ist.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, dahinter stecken internationale Gruppen, wenn ich das mal so sagen darf. Es ist ein Mischkonzern und nicht nur, was die Palette seiner Produkte angeht.«

»Also auch bei der Besetzung des Managements.«

»Sehr richtig, Inspektor.«

»Können Sie Namen sagen?«

»Kaum. Es hat in letzter Zeit zu viele Verschiebungen gegeben. Zwei wichtige Personen sind auf ungewöhnliche Art und Weise gestorben. Wir rechnen damit, dass auch ein dritter Manager irgendwann verunglücken wird. Aber das muss sich erst herausstellen.«

»Gut, ich habe begriffen. Aber Leute, die sterben, müssen ersetzt werden. Wer hat die Posten der Manager übernommen?«

»Das steht nicht genau fest.«

»Sie haben doch Vermutungen.«

»Ja«, klang die zögernde Antwort auf.

»Und wer leitet den Konzern?«

»Man spricht hinter vorgehaltener Hand davon, dass ein neuer Stern geboren wurde. Wie dieser Mann es geschafft hat, innerhalb kürzester Zeit so weit aufzusteigen, ist uns nicht bekannt, aber wir müssen die Tatsache akzeptieren.«

Für Sukos Geschmack redete der Gesprächspartner zu viel. Der Inspektor stöhnte auf. »Verflixt noch mal, ich will mit Ihnen nicht plaudern, sondern wissen, welcher Mann dies geschafft hat. Sagen Sie es doch endlich!«

»Moment, ich frage zurück.«

Suko war ein Geduldsmensch, aber dieses Spiel, das hier mit ihm getrieben wurde, fiel ihm auf die Nerven. Er stand auf, ging zum Fenster und klopfte gegen die Scheibe.

Sie bestand tatsächlich aus einem kugelsicheren Glas.

»Ja«, hörte er wieder den Sprecher. »Ich habe mich nicht geirrt. Dieser andere Mann ist uns tatsächlich unbekannt, aber sein Name hört sich außereuropäisch an.«

»Soll ich raten?«

»Nein, das brauchen Sie nicht. Ich will es Ihnen sagen, aber dann ist die Sache hier vergessen!«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

»Der Name dieses Mannes, der sich an die Spitze von Acron gesetzt hat, lautet Akim Samaran.«

Da wurde Suko blass.

***ENDE***